



17. Heft | 24. August 1911

## EMIL DÖBLIN · DIE LEHREN DES BERLINER BUCHDRUCKERSTREIKS

**W**EIT über den Rahmen des engern Berufs hinaus hat der im Juni dieses Jahres von den Rotationsdruckern des *Berliner Lokalanzeigers* inszenierte Streik Beachtung, in der Gewerkschafts- wie in der Parteipresse hat er die verschiedenartigste Beurteilung gefunden. Das weitgehende Interesse, das dieser Bewegung entgegengebracht wurde, galt nicht der Arbeitseinstellung an sich sondern mehr der Ursache des Streiks. Die Ursache aber war das Urteil einer tariflichen Instanz, des Tarifamts, das zwei Vertrauensmänner der Rotationsdrucker für ungeeignet zu ihrem Amt erklärte und ihr Verbleiben im Geschäft als ein Hindernis friedlichen Zusammenarbeitens bezeichnete.

Daß ein solches Urteil als etwas Außergewöhnliches empfunden wurde, ist ohne weiteres verständlich, und es findet seine Begründung auch nur in den außergewöhnlichen Zuständen und Verhältnissen, wie sie speziell in der betreffenden Abteilung des *Lokalanzeigerbetriebes* bestanden. Die Tatsache, daß es in dem hastenden Zeitungsbetriebe auf das minutiöseste Funktionieren namentlich des Rotationsbetriebes ankommt, um die pünktliche Fertigstellung der Zeitung zu sichern, hatte bei den Druckern in dieser Abteilung ein derartiges Machtbewußtsein hervorgerufen, daß sie, trotzend auf ihre augenblickliche Unersetzlichkeit, wiederholt durch Androhung der Arbeitsverweigerung oder durch Einstellung ihrer Tätigkeit Zugeständnisse seitens der Firma erzwangen. Eine solche Lahmlegung des Betriebes war erst wiederum kurz vor der im Mai dieses Jahres abgehaltenen Generalversammlung des *Verbandes der deutschen Buchdrucker* erfolgt, so daß diese sich veranlaßt sah, namentlich in Rücksicht auf diese wiederholten Vorkommnisse in Berlin, nachstehende Resolution anzunehmen:

»Die 7. Generalversammlung des *Verbandes der deutschen Buchdrucker* nimmt Kenntnis von den in der laufenden Tarifperiode erfolgten Kontraktbrüchen sowie der Nichtanerkennung eines tarifamtlichen Urteils. Sie spricht ihre schärfste Mißbilligung über solche Vorkommnisse aus und verlangt unter allen Umständen von den Mitgliedern des Verbandes die vollste Anerkennung der tariflichen Institu-

tionen und Unterwerfung unter die Rechtsprechung derselben. Gegen Mitglieder, die solche Verstöße sich zuschulden kommen lassen, soll der Vorstand nach den statutarischen Bestimmungen vorgehen. Die Generalversammlung erwartet von der Prinzipalität, daß sie den zum Teil aus der technischen Entwicklung hervorgehenden Schwierigkeiten für die Organisation und deren Leitung Rechnung trägt und sie entsprechend würdigt.

Diese Resolution wurde besonders im Hinblick auf die bevorstehende Revision des deutschen Buchdruckertarifs beschlossen, um den Unternehmern gegenüber keinen Zweifel darüber bestehen zu lassen, daß die berufene Vertretung der Hilfsorganisation bestehende Verträge seitens ihrer Mitglieder respektiert zu sehen wünscht, bei Strafe der Entfernung aus der Organisation.

Es ist hier nicht der Ort auf die Differenz der Rotationsdrucker mit der Firma selbst einzugehen. Festgestellt sei nur, daß das Personal sich über die von ihm mit dem Geschäft vereinbarte Arbeitszeit beschwerte, das Tarifamt dieser Beschwerde Folge gab und — da das Personal sich über eine andere Arbeitszeit mit der Firma nicht verständigen konnte und wollte — eine anderweitige Regelung der Arbeitszeit festsetzte. Nun verlangte das Personal plötzlich wieder die alte Arbeitszeit, über die es erst Klage geführt hatte. Dieses Verlangen wurde mit der Drohung gestellt, daß im Fall der Ablehnung der Forderung die Arbeit verweigert werde. Die Zeitung konnte dann auch nicht erscheinen. Auf die Klage der geschädigten Firma bei den Tarifinstanzen erkannten diese die Rotationsdrucker des Kontraktbruches schuldig, auch Tarifbruch wurde als erwiesen erachtet. Jedoch wurde davon abgesehen die für die Schuldigen sich ergebenden Konsequenzen zu ziehen. Diese hätten in der Tariftreuerklärung des in Frage kommenden Personals und im Ausschluß aus der Organisation bestanden, wodurch ihnen jede tariftreue Druckerei verschlossen worden wäre. Das Tarifamt stellte jedoch fest, daß die beiden Vertrauensleute ihren Aufgaben sich nicht gewachsen gezeigt sondern für die Kontraktbrüche und die wiederholten Störungen im Betrieb verantwortlich zu machen seien, und daß ihr Verbleiben im Geschäft auch weitere derartige Konflikte befürchten lasse. Darauf erfolgte dann die Entlassung der beiden Vertrauensleute seitens der Firma, worauf die Rotationsdrucker erneut in den Ausstand traten.

Dieses Vorkommnis rief nun ein Gewerkschaftsorgan und einen Teil der sozialdemokratischen Arbeiterpresse auf den Plan, die unter allen Umständen für den Schutz der Vertrauensmänner eintraten, ohne sich mit Betrachtungen über die Pflichten dieser Vertreter der Arbeiter zu beschweren. Den erneuten Vertragsbruch des Personals feierte man als einen schönen Akt der Solidarität, womit also jeder Vertrags- und Kontraktbruch heilig gesprochen wird, wenn er auch zur Unterstützung der organisationsschädlichsten Handlungen ausgeübt wird. Ein größeres Verkennen des Solidaritätsgedankens gibt es wohl kaum. Aber auch die Aufgaben und Pflichten des Vertrauensmanns werden von jenen Organen verkannt. Im Buchdruckertarif genießen die Vertrauensmänner besonderen Schutz, soweit sie sich in berechtigter Ausübung ihrer Tätigkeit und Aufgaben befinden. Das schließt aber auch in sich, daß sie in erster Linie die Pflicht haben den Boden des Tarifs nicht zu verlassen und die Entscheidungen der Tarifinstanzen unbedingt zu respektieren. Davon war im vorliegenden Fall nichts zu spüren, sondern die Vertrauensmänner handelten in erster Reihe bewußt gegen die Entscheidung der Tarifinstanzen. Eine Kon-

ferenz der Gauvorsteher des Verbandes, der nach der Generalversammlung höchsten Verbandsinstanz, nahm zu dem Vorkommnis Stellung und erklärte nach eingehender Prüfung aller in Betracht kommenden Verhältnisse den Entscheid des Tarifamts für »völlig verständlich« und in den wiederholten tariflichen Verstößen begründet, ebenso billigte die Konferenz die Maßnahmen des Vorstandes in der Angelegenheit sowie auch die Haltung des Verbandsorgans, des *Korrespondenten*.

Das ist in Kürze der Hergang des Konflikts und die Stellung der berufenen Verbandsinstanz dazu. Die Lehren, die daraus zu ziehen sind, ergeben sich zunächst aus der Wirkung, die die wiederholten Kontraktbrüche hervorgerufen haben. Der von den Rotationsdruckern ausgeübte Terrorismus hatte den Erfolg, daß die Verleger des *Tageblatts* und der *Morgenpost* sich mit dem Verlag des *Lokalanzeigers* solidarisch erklärten, und die beiden genannten Zeitungen diese Solidarität dadurch dokumentierten, daß sie zunächst ihr Erscheinen ebenfalls einstellten und, als der *Lokalanzeiger* in geringem Umfang wieder herauskam, sich diesem Umfang ebenfalls anpaßten. Es wurde also der Gehilfenschaft der Beweis erbracht, daß die großen Firmen zu jedem Opfer bereit sind, um in dem Tarif nicht begründeten Forderungen der Gehilfen sich zu widersetzen und namentlich einem Zustand ein Ende zu machen, der das Erscheinen der Zeitung von den Launen einer kleinen Gruppe von Arbeitern abhängig zu machen geeignet ist. Diesem Solidaritätsbund haben sich dann fast sämtliche Berliner Zeitungen angeschlossen, und auf dem bald darauf abgehaltenen Kongreß der deutschen Zeitungsverleger wurde das Abkommen auf das Deutsche Reich ausgedehnt.

Unter allen Umständen haben die Rotationsdrucker dem Tarifgemeinschaftsdenken und den Interessen der Organisation einen schweren Schlag versetzt, weil sie die notwendige Disziplin verweigerten und dadurch die Vertragsfähigkeit des Verbandes diskreditierten. Der weitere Schaden für die Organisation besteht darin, daß sie nach diesen Vorkommnissen bei der in wenigen Wochen stattfindenden Revision des Tarifs einer bedeutend schwierigeren Lage gegenübersteht. Hinzu kommt die in die eigenen Reihen, namentlich auch durch einen Teil der politischen Arbeiterpresse, hineingetragene Zwistigkeit und die dadurch hervorgerufene Animosität gegen die Verbands- und Tarifamtsfunktionäre, die an einzelnen größeren Druckorten in gehässigster Weise angegriffen wurden. Die Konsequenzen aus diesem Vorgehen der Gehilfen zieht denn auch das Organ der Buchdruckereibesitzer, die *Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker*, indem es über eine Berliner Verbandsversammlung schreibt:

»Diese Bilder müssen wir uns einprägen, weil sie uns zeigen, was dem Berliner Gehilfen der Tarif wert ist. Und diesen Wert oder Unwert müssen wir einschätzen, mit ihm als eine Tatsache rechnen, gegen die wir uns vorsehen müssen. Was wir aber wünschen, bevor wir einen neuen Tarif abschließen, das ist ein klarer Überblick über die Stellungnahme der übrigen deutschen Gehilfenschaft zu dem Geist, welcher die Berliner Beschlüsse gezeitigt hat . . . Das Wesentliche in den Berliner Beschlüssen liegt nicht in dem Verlangen einer Revision des tarifamtlichen Urteils sondern in dem offenen Widerwillen gegen die Tätigkeit derjenigen Organe, welche die Durchführung der Tarifgesetze angestrebt haben. Hierin kennzeichnet sich die spezifisch berlinerische Beurteilung der Tarifgemeinschaft, von der wir fürchten, daß sie sich außerhalb der selbstgeschaffenen Gesetze stellen wird, wenn es ihre Interessen erfordern.«

Leider muß zugegeben werden, daß der Wert und die Bedeutung eines Tarifvertrages, wie er im Buchdruckgewerbe besteht, in den eigenen Reihen noch

eine sehr mangelhafte Würdigung findet, und daß die bekundeten Sympathieen für die kontraktbrüchigen Rotationsdrucker, wie vorstehende Ausführung der Zeitschrift zeigt, nur die Chancen für die Gesamtheit der Gehilfen bei der Tarifberatung verschlechtern.

Es fehlt, nicht nur bei der Masse, das tiefere Eindringen in das Wesen des Tarifvertrages und die Erkenntnis, daß, je vollkommener dieser Vertrag ausgebaut ist, desto gewissenhafter seine Innehaltung erfolgen muß. Wie sehr das Nachdenken darüber selbst in leitenden Kreisen zu wünschen übrig läßt, beweist die Haltung der *Holzarbeiterzeitung* bei dem Konflikt, indem sie sich auf die Seite der Kontraktbrüchigen stellt. Seit über 20 Wochen stehen die organisierten Holzarbeiter in Hamburg im Kampf wegen Anerkennung des paritätischen Arbeitsnachweises seitens der Unternehmer; die Organisation muß hier also sehr opferreiche Kämpfe führen, um eine Einrichtung, die im Buchdruckertarif für ganz Deutschland als selbstverständlich gilt, zu erreichen. Sind derartige Zugeständnisse von den Unternehmern gemacht, so ist es doch selbstverständlich, daß sie auch die abgeschlossenen Verträge gehalten zu sehen wünschen; im andern Fall gelangen wir wieder zu Zuständen, wie sie zurzeit in Hamburg für die Holzarbeiter liegen. Die *Holzarbeiterzeitung* hätte vor ihrer Stellungnahme prüfen sollen, was der Buchdruckertarif in sich schließt.

Aber noch eine weitere Lehre ist aus dem Konflikt im Buchdruckgewerbe zu ziehen: nämlich die, daß es einige sozialdemokratische Parteiorgane gibt, die nichts lernen. Diese Organe lassen keine Gelegenheit vorübergehen, wo im *Verband der deutschen Buchdrucker* sich Schwierigkeiten einstellen, sie zu vermehren. Der Teil der Verbandsmitglieder, der, in Verkennung der Interessen der Gesamtheit und seiner eigenen, bemüht ist die Versammlungen zum *Tummelplatz erregter Leidenschaften* zu machen und Mißtrauen gegen die leitenden Personen hervorzurufen, darf stets auf die verständnisinnige Unterstützung dieses Teils der Presse rechnen. Selbst bei den Tarifrevisionen dehnt sie ihr *Interesse* für den Buchdruckerverband so weit aus, daß in den meisten Fällen ihr gutes Herz über die *geringen Erfolge* der Revision in Tränen zerfließt; in den Betrieben dieser Organe ist jedoch die Auffassung über die Bewertung des Resultats der Tarifbewegung gewöhnlich eine andere. Daß dieses Interesse nur dem Buchdruckerverband entgegengebracht wird, ist etwas eigentümlich. Die Gründe sind gleichwohl zu erkennen: Die ganze Richtung paßt jener Presse nicht; es fehlt ihr das Verständnis für die Notwendigkeit und die Bedeutung der Tarifverträge und deren Entwicklung. Der *Verband der deutschen Buchdrucker*, der bei seiner Entwicklung auf dem Gebiet des Tarifvertrags die aus der Gestaltung der Verhältnisse sich ergebenden neuen Wege zuerst zu beschreiten gezwungen ist, setzt sich dadurch zuerst der Kritik dieser erweiterten Gewerkschaftspolitik aus. Nun läßt sich freilich bei Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen der Mitglieder nicht mit *radikalen* Reden arbeiten, sondern es heißt da sehr nüchternes Abwägen der realen Verhältnisse und Anpassen an die gewerbliche Lage. Das ist aber nach der Auffassung jener Blätter ein Verhalten, das bekämpft werden muß, und zwar mit Mitteln, die wenig geeignet sind die Einigkeit in der Arbeiterschaft zu fördern. Beschimpft doch das Solinger Parteiblatt den Buchdruckerverband als gelbe Organisation, nur weil er seine Mitglieder anhält abgeschlossene Verträge zu respektieren.

Erfreulicherweise tritt die Gewerkschaftspresse jetzt diesen Organisations-schädigern aus Parteikreisen energischer entgegen. So geißelte auch die *Buchbinderszeitung* die Schimpfereien einzelner Parteiorgane, und sie bemerkt dazu: »An diesen Proben wollen wir es genug sein lassen, damit es unseren Lesern nicht übel bei solchen Ergüssen wird. Bekanntlich empfahl der internationale Gewerkschaftskongreß die Gewerkschaften mit sozialistischem Geiste zu erfüllen. Wir nehmen an, daß auch in der Partei noch nicht allgemein die Auslassungen der Parteiorgane von Solingen und Elberfeld als die höchste Manifestation des sozialistischen Geistes eingeschätzt werden, sonst möchte man ausrufen: Bewahre uns der Himmel vor einem solchen sozialistischen Geiste!«

Ob diese Kritik Beachtung bei denen finden wird, gegen die sie gerichtet ist, bleibt abzuwarten. Zu wünschen wäre es, daß jene Pressorgane endlich zur Einsicht kommen, daß auf solchem Weg Arbeiterinteressen nicht gefördert werden. Aber auch die gesamte Gewerkschaftsbewegung hat ein Interesse daran die Tarifvertragsbewegung durch die erwähnten politischen Blätter sich nicht erschweren zu lassen. In der Schwerindustrie, im Bergwerksbetrieb will das Unternehmertum von Tarifverträgen nichts wissen, und die Tatsache, daß in Arbeiterkreisen oder in deren Presse der Vertragsbruch als anerkennenswerte Solidarität belobt wird, dürfte kaum dazu angetan sein die Tarifvertragsgegner im Unternehmerlager für Tarifverträge zu gewinnen. Die Gewerkschaftsbewegung muß daher dringend fordern, daß unverantwortliche Preßorgane das Tätigkeitsgebiet der Gewerkschaften respektieren und ihr die Wahrnehmung ihrer Aufgaben nicht erschweren.

XX  
**KARL LEUTHNER · DER STAAT DER DEMAGOGIE**



**V**ERGLEICHE sind gefährliche Dinge, aber zur Verdeutlichung häufig das einzige Mittel. Der deutsche Reichstag und das österreichische Abgeordnetenhaus zeigen den Zug der Ähnlichkeit, daß in beiden einem parlamentarischen Regime natürliche, aus der inneren Struktur des Staats- und Gesellschaftswesens entstammende Schwierigkeiten entgegenstehen. Die übliche, vom Gedanken unkontrollierte Anschauungsweise sucht ihren Ursprung bei den herkömmlichen Prärogativen der Monarchengewalt. Doch selbst an der Macht des Herrschers ist in beiden Reichen zu unterscheiden, was an ihr überliefertes Gut der absolutistisch-feudalen Zeit, und was Ergebnis der besondern Natur der Staaten ist. Auch ohne das *starke preussische Königtum* wäre der deutsche Kaiser — oder was er sonst für einen Titel führte —, eben weil er Präsident eines Bundesstaats ist, mit einer Fülle von Machtvollkommenheiten ausgestattet; der föderative Charakter eines Staates, der nicht wie die Schweiz Zwergform hat, drängt nach einer kraftvollen Ausbildung seines obersten Exekutivorgans, wie dies die Stellung aller Präsidenten der amerikanischen Republiken beweist. Ebenso würde das gemeinsame Oberhaupt der beiden selbständigen Staaten Österreich und Ungarn, selbst wenn ihn nicht der Glanz und die Erinnerungen des Habsburgischen Kaiserhauses umgäben, eine unendlich wichtige Potenz darstellen, weil Konflikte der beiden gleichberechtigten Staaten an ihm als letzten Richter appellieren. Auch das, was als Macht der Krone der Parlamentsmacht in beiden Staatsgebilden entgegentreten scheint, sind vielfach bloß transformierte, ins Persönliche übersetzte allgemeine Verfassungszustände der Reiche.

Das parlamentarische Leben in Wien und in Berlin durchzieht ein innerer Widerspruch, unüberwindbar den Kräften, die in den Parlamenten selbst wirken. Der deutsche Reichstag fühlt sich als Repräsentant der Nation, als politischer Ausdruck ihres Willens, aber er ist nur (und kann nur sein) ein Bundesparlament ohne dauernden und unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Gestaltungen des öffentlichen Lebens, die von der innern Verwaltung, von der Verwaltung der kulturellen Angelegenheiten abhängen. Daraus ergibt sich als weitere Folge das Entfallen der intimen Berührungen der Parlamentarier und der Vertreter der Verwaltung, aus denen die psychologischen Voraussetzungen für die von der Volksvertretung bestimmte Administration entspringen. Ein gewisser Radikalismus der Enthaltensamkeit und vermeintlichen Reinheit, der auf süddeutsche Vorgänge wie auf Entartungszeichen wüster politischer Promiskuität herabblickt, wird an dem Tag schwinden, an dem der Arbeiter in Preußen das gleiche Stimmrecht besitzt. Dogmatischer Radikalismus — von dem der Tat, des Temperaments oder der Demagogie rede ich hier nicht — ist ja meist bloß ein dekorativer Notbehelf der Einflußlosigkeit. Die Schranken des österreichischen Parlaments wiederum liegen überall dort, wo die gemeinsamen Angelegenheiten beginnen. Man muß sich eine Volksvertretung vorstellen, die den Kriegsminister und den Minister des Auswärtigen nie zu Gesicht bekommt, und vor die alle handelspolitischen, zollpolitischen und eine Reihe steuerpolitischer Fragen in der Form gelangen, daß sie von vornherein Vertragscharakter tragen, also bei jeder Abänderung Verhandlungen von Staat zu Staat erfordern. Das ergibt einen Kontrast, der ins Tiefste unseres Lebens greift, weil die Kräfte, die im wirtschaftspolitischen Ringen lebendig werden, in der Gesetzgebung keinen klaren Ausdruck finden können. Denn dieser ist das Ergebnis eines Kompromisses zwischen zwei Staaten, muß sonach Elemente enthalten, die unserm Volksleben ganz fremd sind. Hierdurch empfangen unsere inneren Kämpfe vielfach illusionären Charakter, die Willensäußerungen und Programme der Parteien reichen weiter als die reale Macht des Parlaments. Das will aber in die Praxis der Agitation übertragen so viel heißen als: die Demagogie ist durch die Verfassung selbst gegeben.

Der zweite Punkt der Ähnlichkeit im Berliner und Wiener parlamentarischen Leben liegt darin, daß da wie dort die notwendige Voraussetzung der Parliamentsherrschaft, die parlamentarische Mehrheit, fehlt. In Deutschland verhindert ihr Zustandekommen der konfessionelle Gegensatz, verkörpert im Zentrum, das im Querschnitt alle politischen und sozialen Parteibildungen zerschneidet, und das bei der Fremdheit, bei der schroffen Herausarbeitung ideeller und dogmatischer Gegensätze, die es bis ins soziale und kulturelle Gemeinschaftsleben hinein durchsetzen muß, selbst für Koalitionsmehrheiten keine brauchbare Grundlage gewährt, sofern diese mehr sein wollen als eine parlamentarische Handelsgenossenschaft. Viel tiefer greifen jedoch die trennenden Risse, die in Österreich die Nationen aufklaffen machen. 8 öffentliche Meinungen, 8fache Herausformung der Parteienskala, dabei — abgesehen von rein wirtschaftlichen Fragen — im Verhältnis von Volk zu Volk ausschließlich das nationale Interesse wirksam. Schon das Parlament ruht, ohne Fähigkeit des gemeinsamen Willens, auf wechselseitiger Duldung und auf Zugeständnissen, die die feste Form von Verzichtleistungen annehmen müssen, wenn sich eine Koalition und ihr Ministerium bilden soll. Beide stehen sonach vom ersten

Tag ab unter dem Verdacht des nationalen Verrats. Was aber die Grundlage des ganzen Staatslebens betrifft, muß alle seine Teile und Erscheinungen treffen. Wie die deutsche Sozialdemokratie in Rheinland und Westfalen nur mühsam vorwärts dringt (und in Oberschlesien durch ihre Schwäche von der Gewalt des Nationalen selbst Zeugnis ablegt), so wirken sich innerhalb der proletarischen Bewegung Österreichs die nationalen Gegensätze gleichfalls aus. Freilich, ein Unterschied waltet vor: Der konfessionelle Gegensatz, an sich unvergleichlich schwächer, verblaßt immer mehr und läßt den Zeitpunkt erkennen, wo er aufhören wird parteibildend zu sein. Dagegen wächst die Intensität des Nationalen in dem Maß wie die Kulturgüter der Nation von den unteren Schichten ergriffen werden, und die nationale Kulturgemeinschaft sich zu einer das Ganze des Volkes umfassenden Wirklichkeit erhöht.

Und noch ein Unterschied, der besonders in dem Verhältnis der deutschen Sozialdemokratie Österreichs sichtbar wird. Im weitaus größten Teil des Reichs ist die Arbeiterpartei der Wirkung der konfessionellen Gegensätze ent-rückt, und sie besitzt selbst in agrarischen Gebieten an den großen Städten einen Anhalt. Für die deutsche Sozialdemokratie Österreichs ist dagegen das von nationalen Überflutungen stets bedrohte Gebiet von Böhmen, Mähren und Schlesien zugleich nächst Wien und Niederösterreich das einzige große Industrieviertel. So erklärt sich der tiefe Eindruck, den der Mißerfolg in den Sudetenländern hervorgerufen hat: nicht aus dem scheinbaren Paradoxon, daß die industriellsten Wahlkreise eine so schwache Grundlage der sozialdemokratischen Parteimacht darstellen, denn dieses Paradoxon ist in Rheinland-Westfalen und Oberschlesien noch auffälliger und dauernder verkörpert. Nationalismus und Demagogie haben gegen uns in Böhmen und Mähren gekämpft, aber beide in dieser wirksamen Ausbildung als Waffen der Agitation sind keineswegs Ausgeburten einer genialen Dämonie des Nationalverbands, der als äußerliche Zusammensetzung aller Abschattungen des Nationalen und Kleinbürgerlichen bei seiner politischen Tagesarbeit nicht die geistigen Überschüsse aufbringt, aus denen sich die Erfindungskraft des Bösen nähren könnte. Sein Arsenal besteht aus Erbstücken. Das Material vielfach aus Deutschland. Die Methode vorbildlich von den Christlichsozialen in Wien ausgestaltet. Luegerei ins Nationale und Provinzielle übertragen, nur vom Duft des Weihrauchs gereinigt. Aber die Luegerei war selbst nur die genial persönliche Ausnutzung von Möglichkeiten, die dieser Staat in ganz einziger Art darbietet. Die Unübersichtlichkeit der staatsrechtlichen, die Verwickeltheit der nationalen Verhältnisse schafft jenes Halbdunkel, in dem die Demagogie riesengroß emporwächst. Wäre der Aufstieg Luegers ohne den Kampf gegen die Ungarn denkbar gewesen, der gleichwohl Unmögliches zum Ziel hatte? Doch wer sollte diese Unmöglichkeit geltend machen und dabei als Anwalt der Ungarn erscheinen? Ähnlich hat jeder, der die ausschließliche Geltung der Interessen und Wünsche seiner Nation in dem Staat der vielen Nationen fordert, zwar die Realitäten des politischen Lebens gegen sich, aber innerhalb seiner Volksgemeinschaft keinen wirksamen Widerspruch zu fürchten. Innerlich sagen sich selbst Skeptische, daß die Einschränkungen ohnehin die Wortführer der andern Nation geltend machen werden, wie es zweifellos berechtigt ist handelspolitische Bestrebungen in ihrer Absolutheit zu verfechten, ohne Rücksicht auf das Vertragsverhältnis mit Ungarn, da nur die Geradlinigkeit und Wucht der Pro-

paganda drüben vielleicht Wirkung tun kann. Allein berechtigt oder unberechtigt: All diese Agitation krankt an inneren Widersprüchen, verschiebt von vornherein die Konturen des Möglichen, macht die Übertreibungen des Ausdrucks, die Übersteigerungen des Versprechens zum täglichen Brot der Politik, die sich dann, wo sie zum praktischen Handeln kommt, in alle Schleier der Heuchelei hüllen muß. Nun aber ist diese Art der Agitation im Kleinbürgertum und aus der Seele des Kleinbürgertums entsprossen und hat ihre nächsten Ziele im Gemeindeleben gefunden. Darum war ihre Triebkraft der Neid gegen alle, die aus den eigenen Kreisen emporgekommen sind, welcher Neid in öffentlicher Funktion als Korruptionsriecherei auftritt. Der kleine Mann beugt sich demütig vor der Karosse des Grafen, möchte aber der Tochter seines wohlhabend gewordenen Kollegen die seidene Bluse vom Leib reißen. Das geht nun fort in allen Steigerungen aufwärts und abwärts. 2 Millionen Zuschlag zu der Zivilliste regten hier niemanden auf, die Diäten des Abgeordneten jedoch, die in den vielen Obstruktionsjahren nicht einmal die bescheidenste Lebensmöglichkeit darboten, bilden eins der wirksamsten Verdächtigungsmittel; *Zehnerjäger* lautet der Kosenamen für den Abgeordneten. Und schließlich ist das nicht einmal so sonderbar. Da tatsächlich die Landes- und Gemeindeautonomie von der grauenhaftesten Bestechungs- und Vetternwirtschaft begleitet ist, da alle Koalitionen im Parlament unter feindlichen Parteien nur von dem Ehrgeiz der Führer geschlossen werden, da also gar viel Gegenbilder der Wirklichkeit jene Auffassung stützen: so wird das Vorherrschen einer Geistesrichtung begreiflich, die in ihrer letzten Konsequenz freilich alle Voraussetzungen der Demokratie tötet. Indes, die Korruptionsriecherei läßt sich auch nach unten fortsetzen, und wenn dem Wiener der *Zehnerjäger* imponiert, warum soll ein zur Villa umgedichtetes Landhäuschen eines Sozialdemokraten oder ein von ihm nachweisbar öffentlich verzehrter Kalbsbraten nicht in Gegenden Deutsch Böhmens wirken, wo ein Tagesverdienst von 2 Kronen in dem Empfänger die Vorstellung der Emporgehobenheit über das Proletariat und bürgerliche Sympathieen zu erzeugen vermag? Agitation schafft die Demokratie, Agitation tötet die Demokratie: das ist ein Thema der allgemeinsten Behandlung wert, aber an dem Beispiel Osterreichs, des Musterlands der Demagogie, am deutlichsten demonstrierbar.

Dennoch hätte die Demagogie den Sozialdemokraten in Böhmen, Mähren und Schlesien keinen Abbruch tun können, hätte sie nicht in den Seelen eine bereitwillige Empfänglichkeit gefunden. Die nun hat der nationale Zug innerhalb der Wählerschaft hervorgerufen, auch dort, wo in der Diskussion nationale Momente scheinbar in zweiter Reihe standen. Warum aber soll sich das Nationale gegen die deutsche Sozialdemokratie gekehrt haben, der kein Billigdenkender bestreiten wird, daß sie stets ihr Deutschtum bekannt und die deutschen Kulturinteressen stets im Auge behalten hat? Weil sich ihr Wirken von der Folie des aggressiven Chauvinismus der tschechischen Sozialdemokratie abhob. Die tschechischen Gegenkandidaturen stellten hierbei nur ein äußeres, leicht faßliches Merkmal dar. Das Ganze der tschechisch-sozialdemokratischen, stets in eroberndem, angriffslustigem Sinn nationalen Politik fiel auf unser Konto nicht zum geringsten deshalb, weil der gemeinsame, jetzt glücklicherweise beseitigte Verband der sozialdemokratischen Fraktionen im Abgeordnetenhaus dort Verantwortlichkeiten zu begründen schien, wo doch nur ein



einseitiges, und oft gegen die deutsche Fraktion einseitig gegnerisches, Handeln vorlag. Und weil die tschechischen Sozialdemokraten jetzt Miene machen das Feld ihrer Tätigkeit auch nach Wien zu verlegen, wird es zur Lebensfrage für die deutsche Partei auf dem kommenden Innsbrucker Parteitag ihr Verhältnis zu dem Separatismus klar und ohne Sentimentalität zu regeln.

Wenn indes dieses Thema in seiner ganzen Breite besser einer Erörterung des Innsbrucker Tages vorbehalten bleibt, so ist hier doch auf eines in Kürze hinzuweisen. Der Nationalismus dringt in den österreichischen Sudetenländern selbst bei den Deutschen (der am wenigsten chauvinistischen Nation) leicht in die breitesten Schichten, weil er hier durch ein täglich gewecktes Gegensatzgefühl wachgehalten wird. Die tschechischen Minoritäten im deutschen Sprachgebiet sind die ständigen Entzündungsherde. Zugleich ist jedoch der Nationalismus in Österreich ein Ding ganz eigener Art. Wäre das Deutsche Reich zum Beispiel eine Demokratie, so würde sich schon die Abneigung der breiten Schichten wider den Staat, gegen den im nationalen Staat ihm eng verknüpften Nationalismus wenig geltend machen. Allein der Nationalismus in Österreich ist staatslos, in polemischen Epochen sogar scharf antistaatlich. Er tritt am erkennbarsten nach seinem Kern hervor, indem die Nation nur als Sprach- und Kulturgemeinschaft sichtbar wird. Daß er lokale Gewalten gebraucht und mißbraucht, hebt ihn nicht über andere Volksmächte, die das gleiche tun. Seine Politik ist Programm, Hoffnung, Erwartung. Er ist gewissermaßen dort aus der gemeindeutschen Entwicklung hervorgegangen, wo die nationale Sehnsucht den Staat erharrte, aber in einem entwickelten politischen Leben sich zugleich mit allen in der Öffentlichkeit wirkenden Ideen, Veranstaltungen, Parteien verknüpfen, alle färben, sich von allen färben lassen konnte. Er ist darum unendlich wandelbar und entzündet sich in jungen Gemütern aus den Berührungen mit der Literatur und Geschichte von neuem, wenn er in der Verknöcherung alter Parteien, die ihn verkörpert haben, dahinsterben soll. Er hat die Zähigkeit, die aus dem Kleinkampf kommt, die kameradschaftliche Intimität, die sich in kleinstädtischen Turnvereinen und Schutzvereinen erzeugt, er saugt Kraft der Roheit aus derben Zusammenstößen der Straße und hat doch die Fähigkeit zu hohen Spannungen, die aus dem intellektuellen oder wenigstens phantasiemäßigen Miterleben der Schicksale und Leistungen der gesamten Achtzigmillionennation hervorgehen. Durch leere Negation ist gegen ihn nichts auszurichten. Er muß nach seinem positiven Kulturgehalt ergriffen, in seinen Ausartungen aber bekämpft werden. Doch auch für diese Methode bleibt er ein Problem, das uns jeden Tag neue Fragen und Schwierigkeiten beschert.

XX  
**MARTIN HIRSCHFELD · TATSÄCHLICHES ZUR  
 FRAGE DER FALSCHEN STICHWAHLEN**



**M** EHR denn je wird das Bedürfnis eines Zusammengehens von Liberalismus und Sozialdemokratie von den politisch Denkenden beider Lager empfunden. Bei der langen Absperrung, die man hüben und drüben gegen einander geübt hat, ist es nicht verwunderlich, wenn der Widerstand gegen die Änderung der gewohnten Isolierung nicht so leicht aufgegeben, vielmehr mit allerhand Gründen und Scheingründen

immer wieder neu belebt wird. In diesen Auseinandersetzungen spielt nun auch das Wort von den *falschen Stichwahlen* eine Rolle. Es ist geeignet bei Freunden und Feinden der Verständigung einen gewaltigen Irrtum hervorzurufen. Jede Kooperation erfordert auch Opfer, und man darf vor diesen nicht zurückschrecken, wenn man jene will. Aber ehe man eine Frage in den Vordergrund schiebt, und ihr dadurch den Anschein besonderer Wichtigkeit verleiht, muß ihre faktische Bedeutung doch erst feststehen. In diesem Fall hat man also, ehe man sich auf beiden Seiten über zu große Ansprüche oder über Mangel an Entgegenkommen erhitzt, zunächst folgendes zu untersuchen: Welche tatsächliche Wirkung auf die Zusammensetzung des Reichstags würde es ausüben, wenn die Sozialdemokratie prinzipiell durch Verzicht auf eigene Kandidaturen alle sogenannten *falschen Stichwahlen* vermied? Um diese Frage zu beantworten, muß man die Verhältnisse in den einzelnen Wahlkreisen betrachten. Das soll im folgenden versucht werden.

Aber nicht an theoretisch ausgeklügelten Beispielen kann solch eine Untersuchung angestellt werden. Ist es doch ohne weiteres klar, daß nach dem deutschen Stichwahlssystem unter Umständen zwei Parteien, von denen eine mit Hilfe der andern in die Stichwahl gelangen könnte, durch Zersplitterung ausgeschaltet werden. Für die praktische Politik spielt aber diese theoretische Feststellung so lange keine Rolle als nicht gezeigt wird, daß dieser Fall des öfters wirklich vorkommt und, was wichtiger ist, daß auch das Stichwahlergebnis ein anderes zu sein verspricht, je nachdem die Ausschaltung der Linkenparteien aus der Stichwahl erfolgt oder nicht erfolgt. Was nützt es beispielsweise, wenn es dank sozialdemokratischer Hilfe gelänge in einem Kreis, wo zwei reaktionäre Parteien zusammen die Mehrheit haben, die Liberalen in eine aussichtslose Stichwahl zu bringen? Und doch ist dieser Fall eines der Beispiele, mit denen die *Vossische Zeitung* operiert. Man kann in diesem Fall beinahe zweifeln, ob es nicht besser ist, der eine reaktionäre Kandidat komme mit dem andern in die Stichwahl, wo dann die Parteien der Linken doch einen kleinen Einfluß auf das Stichwahlergebnis ausüben können. Dieser für die praktische Politik bedeutungslose Fall wird also bei dieser Untersuchung übergangen werden können. Im übrigen sei im folgenden vorausgesetzt, daß die fortschrittliche Volkspartei bereit ist überall, wo die Sozialdemokratie mit einem rechtsstehenden oder klerikalen Kandidaten — nunmehr ein halbreaktionärer Kandidat, etwa Pole oder Welfe, in die Stichwahl kommt, für sie Parole auszugeben. Folgende Fälle können dann als *falsche Stichwahlen* gelten:

1. Der fortschrittliche Kandidat wäre etwa bei 4 Kandidaten bei sofortiger Hilfeleistung durch die Sozialdemokratie in die Stichwahl gekommen, während nunmehr ein halbreaktionärer Kandidat, etwa Pole oder Welfe, in die Stichwahl mit dem reaktionären Kandidaten gelangt.
2. Die Sozialdemokratie gelangt in die Stichwahl mit dem Reaktionär, kann jedoch trotz freisinniger Hilfe nicht gewählt werden, weil die Nationalliberalen oder etwa Welfen oder Polen nicht für sie stimmen, während sie für einen Fortschrittler gestimmt hätten.
3. Die fortschrittliche Volkspartei kann in der Stichwahl nur ganz knapp bei vollzähliger Stimmabgabe für die Sozialdemokratie das Mandat der Reaktion entreißen. Da sie ihrer Wähler nicht sicher genug ist, geht das Mandat in der Stichwahl an die Reaktion verloren, während es ein Fortschrittler, der in die

Stichwahl gelangt wäre, dank der Disziplin der Sozialdemokratie vielleicht gewonnen hätte.

Weiter kann ich keinen Fall finden, der als *falsche Stichwahl* bezeichnet werden könnte, da ja die Stichwahl zweier *blauschwarzer* Kandidaturen bei 4 Kandidaten, wie bereits gezeigt, schlechter ausfallen würde, als wenn statt des neuen Reaktionärs der Fortschrittler in die Stichwahl käme. Es ist nun leicht zu sehen, daß in allen diesen Fällen die Lage selbst bei sofortiger Unterstützung der Fortschrittler durch die Sozialdemokratie noch immer eine sehr schwierige wäre, und wir die Zahl der in Frage kommenden Wahlkreise mit einem recht kleinen Wahrscheinlichkeitskoeffizienten multiplizieren müßten. wollten wir auf die Zahl der durch ein solches Verfahren der Reaktion zu entreißenden Kreise schließen.

Zunächst ist festzustellen, daß in den polnischen Gebietsteilen Preußens eine kleine Chance mit dem Reaktionär in Stichwahl zu kommen für die fortschrittliche Volkspartei wohl nur in Bromberg besteht, wo es 1898 einmal dem damaligen Mitglied der *Freisinnigen Vereinigung* gelang in die Stichwahl zu kommen und zu siegen. Nun, daran würden die 1327 Stimmen der Sozialdemokratie vom Jahr 1907 kaum etwas ändern, da mindestens 7000 Stimmen nötig sind, um hier in die Stichwahl zu kommen. Ähnlich liegt der Fall in Hannover. Es gibt fast keinen Kreis, in dem irgend eine Gefahr besteht, daß die Sozialdemokratie den Fortschrittler aus einer für ihn günstigen Stichwahl verdrängen könnte, weil außer in dem bis 1907 nur von 3 Kandidaten ernsthaft unvorbenen Kreis Norden-Emden-Leer die fortschrittliche Volkspartei nirgends Chancen hat. In diesem Kreis hatten aber 1907 die Konservativen 11 433, die *Freisinnige Vereinigung* 8127, die Sozialdemokraten 3711 Stimmen. Also auch hier kaum eine Möglichkeit, daß die Sozialdemokratie dem Fortschrittler durch ihre heftige Agitation den Sieg rauben könnte, ohne selbst in die Stichwahl zu gelangen. Daraus folgt, daß die oben als 1. Fall bezeichnete Möglichkeit nur theoretisch, nicht praktisch in Frage kommt; es sei denn, daß der halbreaktionäre Kandidat ein Nationalliberaler ist, dessen Kandidatur gegen den Fortschrittler aufrecht erhalten wird: ein Fall, der dank dem *Fingreifen* des *Hausabundes* kaum in einem Wahlkreis eintreten dürfte, der dadurch für den Liberalismus gefährdet würde.

Auch der 2. Fall ist mit den Betrachtungen über die Welfen und Polen fast erledigt. Die Sozialdemokratie könnte in Hannover bestenfalls den einen Kreis Harburg-Buxtehude den Fortschrittler in die Hände spielen, wenn ihre 14 667 Stimmen auf den Kandidaten der Fortschrittler, der 3567 Stimmen im 1. Wahlgang erhielt, schon in der Hauptwahl übergängen, und wenn wirklich die Welfen in der Stichwahl dem Fortschrittler vor dem Freikonservativen den Vorzug geben würden. Auch hier bleibt nur die geringe, allerdings bei dem jetzigen Stand der Wahlbewegung nicht im einzelnen abschätzbare Gefahr übrig, daß bei einer nationalliberal-fortschrittlichen Doppelkandidatur der Sozialdemokratie zwar die Möglichkeit gegeben ist in die Stichwahl zu kommen, sie aber trotz fortschrittlicher Hilfe dem von den Nationalliberalen unterstützten Reaktionär unterliegt.

Es wäre also nur noch der letzte Fall zu betrachten, der allerdings eine genaue Untersuchung erfordert. Bei den Wahlen von 1907 kam die Sozialdemokratie mit den eigentlich reaktionären Parteien in folgenden Kreisen in Stichwahl, während die fortschrittliche Volkspartei den Ausschlag gab:

Wahlkreis	Es erhielten Stimmen 1907			
	Reaktionär	Sozialdemokrat	Fortschrittler	Andere
Oberbarnim	6 468	7 235	5 307	133
Potsdam	13 566	17 158	8 193	1 905
Zauch-Belzig	14 771	11 742	6 086	80
Kottbus-Spremberg	11 384	9 082	5 415	285
Randow-Greifenhagen	17 080	17 162	4 942	160
Striegau-Schweidnitz	10 042	8 341	4 127	3 045 <sup>1)</sup>
Grünberg-Freistadt	8 589	5 478	5 311	1 681
Bitterfeld	10 695	10 100	6 654	296
Merseburg	11 210	8 517	8 270	5
Eschwege	8 946	7 262	5 424	25
Meißen	13 575	14 174	3 427	133
Malchin*	8 957	5 307	4 357	4
Güstrow	7 482	5 541	4 056	13
Weimar	8 982	11 423	7 277	3
Strelitz	8 622	6 059	5 483	115
Holzminden	9 703	9 364	3 258	147
Buchwald	15 702	19 092	7 223	104
Schaumburg	3 677	2 668	2 155	18

Von allen diesen Kreisen kommt nur Malchin-Waren in dem Sinn in Frage, daß der sozialdemokratische Kandidat selbst bei starker Unterstützung unterlegen wäre. In den meisten anderen hätte schon Stimmenthaltung oder geringe Beteiligung der Fortschrittler zugunsten des Sozialdemokraten diesem das Mandat verschafft. Für 1912 kamen eventuell dazu:

Wahlkreis	Es erhielten Stimmen 1907			
	Reaktionär	Sozialdemokrat	Fortschrittler	Andere
Tilsit*	13 380	4 610	6 312	20
Ruppin-Templin*	13 213	6 506	4 900	10
Landsberg-Soldin (Nachwahl)	13 828	6 477	6 176	11
Kalau-Luckau*	9 470	7 555	6 376	—
Uckermünde-Usedom (Nachwahl)	15 346	9 059	5 296	581
Rügen	8 156	6 353	6 113	3
Rügen	6 132	7 768	4 319	—
Grimmen-Greifswald*	9 595	4 172	7 668	13
Sagan-Sprottau	7 914	3 450	5 963	1 484
Lüben-Bunzlau	7 141	4 233	6 023	1 348
Löwenberg	6 711	5 003	5 494	1 084 <sup>2)</sup>
Haynau-Liegnitz	4 405	1 900	3 348	2 227 <sup>2)</sup>
Landeshut-Jauer (Nachwahl)	8 936	8 316	9 577	8
Jerichow	5 050	5 019	5 728	4 307 <sup>2)</sup>
Schweinitz*	3 878	6 483	6 429	3 823 <sup>2)</sup>
Sangerhausen*	11 955	8 351	8 591	100
Mühlhausen	9 219	4 598	5 764	115
Minden-Lübbecke*	11 541	5 790	4 766	4
Ansbach-Schwabach	10 541	6 117	6 016	9
Heilbronn	13 779	4 602	5 480	2 519
Böblingen	7 421	5 100	6 161	53
Hagenow-Grevesmühlen	11 529	9 468	9 713	10
Parchim-Ludwigslust	6 965	5 813	6 231	78
Parchim-Ludwigslust	6 853	5 675	6 264	11
Parchim-Ludwigslust	7 438	5 761	6 181	11

<sup>1)</sup> Diese 3045 waren Mittelstandstimmen. Ob aber Mittelständler in der Stichwahl lieber fortschrittlich als sozialdemokratisch wählen, ist mindestens zweifelhaft.

<sup>2)</sup> Diese Stimmen fielen dem Zentrum zu. Das Zentrum erklärt bekanntlich die Linkliberalen für nicht bündnisfähig.

Man sieht, daß, abgesehen von den 7 Kreisen, die mit einem Sternchen bezeichnet sind, die Mehrheiten von fortschrittlicher Volkspartei und Sozialdemokratie zusammen meist geradezu überwältigend sind, so daß auch hier im Fall, daß wirklich die Sozialdemokratie in die Stichwahl gelangt, die Fortschrittler nur halbwegs ihre Schuldigkeit zu tun brauchen, um die Reaktion zu werfen. Das zeigen insbesondere die oben mit vermerkten Nachwahlzahlen.

Das Ergebnis dieser statistischen Betrachtung ist, daß alles in allem 10 Kreise in Betracht kommen, in denen möglichenfalls, keineswegs wahrscheinlicher Weise, die Reaktion durch eine Ausschaltung der Sozialdemokratie in der Stichwahl leichter geworfen werden könnte, als wenn diese in die Stichwahl gelangt, immer vorausgesetzt, daß die fortschrittliche Volkspartei nur halbwegs den Willen hat die Sozialdemokratie in den Stichwahlen mit der Reaktion zu unterstützen. 10 Kreise, die für ein solches Verfahren in Betracht kommen: das dürfte bestenfalls 4 bis 5 bedeuten, die wirklich auf diesem, und nur auf diesem Weg der Reaktion entrissen werden könnten. Man sieht: Die Frage der falschen Stichwahlen hat *de facto* gar nicht die Bedeutung, die ihr — namentlich in der freisinnigen Presse — beigelegt wird. Man sollte sich daher durch das Hineinwerfen dieses Schlagworts auf beiden Seiten nicht von einer wirklichen Verständigung abbringen lassen. Das Wesentliche ist, daß eine allgemeine Stimmung erzeugt wird, die es als Notwendigkeit empfinden läßt, daß Liberalismus und Sozialdemokratie zusammenhalten. Dann können auch eventuell im Einzelfall wahltaktische Maßnahmen erwogen werden. Eine solche Einigung fördern die Blätter aber nicht, die fortwährend von den falschen Stichwahlen sprechen und dadurch eine Animosität wachrufen, die durch das Gewicht der Sache selber nicht im mindesten gerechtfertigt ist.

XX  
**GEORGES WEILL · DER KURS DER POLITIK IN  
 ELSASS-LOTHRINGEN**

**A**IE Politik in Elsaß-Lothringen ist die Politik einer Übergangszeit. In den Handlungen der Regierung so gut wie in den Kämpfen der Parteien läßt sich der Konflikt beobachten, den die aus einer andern Periode unserer Geschichte überkommenen Anschauungen in ihrer Begegnung mit den Interessen einer neuen Gegenwart auslösen. Die Elemente der Vergangenheit beruhen in der selbständigen Lebens- und Sittenart der Bevölkerung, wie sie durch die lange Zusammengehörigkeit mit Frankreich erzeugt worden ist (in all dem also, was man unter einer mißbräuchlichen Anwendung des Wortes gern *Kultur* nennt) und in den politischen Traditionen, die durch die innerste Anteilnahme der vordem deutschen Gebiete an den machtvollen Ereignissen der zwei französischen Jahrhunderte geschaffen worden sind. Die neuen Elemente sind von dem engen wirtschaftlichen Anschluß der annektierten Provinzen an Deutschland abzuleiten, den allein schon die Verschiebung der Zollgrenze hervorrufen mußte, und der noch durch die bedeutende Einwanderung altdeutschen Kapitals und altdeutscher Bevölkerung, namentlich in das lothringische Industriegebiet, gestärkt worden ist. Sie äußern sich tatkräftig in dem lebhaften Interesse an der Gestaltung der reichsdeutschen Gesetzgebung und Politik, und daher in der zunehmenden Eingliederung der Elsaß-Lothringer in das deutsche Parteiwesen. Die politischen Verhältnisse

können nicht konsolidiert sein, weil in dem Widerstreit der beiderseitigen, jedenfalls stark wirkenden Faktoren die Vereinbarung noch nicht gefunden ist. Es ist indes von vornherein selbstverständlich, daß sie keineswegs etwa auf dem Weg der Vernichtung der einen durch die anderen Werte vor sich gehen muß. Elsaß-Lothringen wird — um ein Wort, das hier etwas böseartig gewirkt hat, einmal in liebenswürdigem Sinn zu brauchen — *germanisiert* sein, wenn der gewaltsamen Eroberung des Landes seine moralische Gewinnung gefolgt sein wird. Diese moralische Gewinnung begreift aber die Anerkennung und die Nutzbarmachung der vorhandenen Kulturgüter ein.

Man möchte hoffen, daß der neue Abschnitt der Übergangszeit, der ohne allen Zweifel die Wirksamkeit der neuen Verfassung und des neuen Wahlrechts einleitet, diese Verständigung ermöglichen wird. Deshalb eben mußte der Protest, wie er nach der Annexion geherrscht hat, der die Auflehnung gegen den Frankfurter Frieden predigte und die Rückgabe des Landes an Frankreich forderte, Gegner jeder Veränderung sein, die etwa in der Art der Verfassungsreform Elsaß-Lothringen fester in den Rahmen des Reichs spannt. Aber dieser — begrifflich genommen — reine Protestgedanke besteht nicht mehr. Geblieben ist eine kraftvolle und wirkungsreiche protestlerische Stimmung: die Opposition eines demokratisch erzogenen Volkes gegen reaktionär-bureaukratische Regierungs- und Verwaltungsprinzipien. Gegner jeder Reform war naturgemäß auch die kapitalistische Bourgeoisie alten Namens, die *großen Familien*, jenes Notabelntum, das seit Louis Philippe und aus der Zeit Napoléons III. her sich einen allzu fühlbaren Einfluß auf die Verwaltung und teilweise infolgedessen auf die Bevölkerung gewahrt hatte. Seinen Interessen war das Wahlsystem zum Landesausschuß geradezu angepaßt, und vor allem die Steuergesetzgebung trägt in hervorragendem Maß die Merkmale seiner Bedeutung. Die *Autonomisten* hingegen, die schon in den siebziger Jahren der Abstinenz und passiven Resistenz des Protestes mit der Forderung der Selbständigkeit eines elsass-lothringischen Bundesstaats innerhalb des Reichsganzen entgegentraten, mußten auf die Reform der Verfassung in diesem Sinn hinwirken. Autonomisten sind jedoch alle politischen Parteien und Richtungen im Land. Nicht, als ob sie den neuen Zustand mit Freuden segneten; aber das *fait accompli* muß nun einmal von allen anerkannt werden. Die Autonomisten wollen daher in der aufgezwungenen Gemeinschaft mit den deutschen Staaten lediglich das gleiche Maß von Selbständigkeit und die Achtung vor der Eigenexistenz des Landes. Die starke Gegnerschaft, die gegen die nunmehr vollzogene Verfassungsrevision in Elsaß-Lothringen bestand und noch besteht, richtet sich daher gar nicht gegen die Änderung an sich, hat also durchaus keinen protestlerischen Charakter. Sie wurde mit einer sachlichen Kritik des Inhalts gerade dieser Reform motiviert, und sie ist bei den Klerikalen auf die Angst vor der Minderung ihrer Machtstellung im Landesparlament zurückzuführen, bei der reichsländischen Sozialdemokratie auf ihre auch den altdeutschen Genossen nicht fernliegende Abneigung gegen die reaktionären Bestandteile der neuen Gesetze. Trotzdem kann der neue Abschnitt der Übergangszeit von der Verfassungsreform datiert werden, weil das allgemeine Wahlrecht das Volk selbst zur tätigen Mitarbeit an der Politik heranziehen wird, weil derart unter Wahrung des Rechtes auf eigenes Leben die Gewinnung größerer Freiheiten und Fortschritte möglich wird, mit anderen Worten:

weil in dem Konflikt, der die Übergangszeit kennzeichnet, die Vereinbarung erleichtert wird.

In der Übergangszeit ist zunächst der Hauptgegenstand der Politik das Problem der Germanisierung, das wiederum durch den Gegensatz wirtschaftlicher und politischer Klasseninteressen kompliziert wird. Für die Regierung steht ohne weiteres die germanisatorische Aufgabe im Vordergrund, die sie ja mit reichlich ungeschickten und primitiven Maßnahmen lange genug zu lösen versucht hat. Die Parteien, die sämtlich diese unreifen Methoden angreifen, sind, wie gesagt, autonomistisch. Für sie ist die Frage der Germanisierung prinzipiell gelöst. Wenn dennoch ihr Kampf um die anderen Interessen durch diese, wenn man will, nationalen Differenzen verwirrt wird, so deshalb, weil eben jene kleinliche und erfolglose Zwangsgermanisation die ursprünglichsten Rechte der elsässischen und lothringischen Volksgemeinschaft bedroht, und dann auch, weil der Nationalismus immerhin ein propagandistisch wertvolles Thema ist. Die Politik der Regierung wird aber von germanisatorischen Erwägungen dermaßen beherrscht, daß in der Tat die Geschichte ihrer Politik auch die Geschichte der Germanisation ist. Und so ist auch die Wendung, die die Einführung der neuen Verfassung bedeutet, in letzter Linie aus den germanisatorischen Mißerfolgen der letzten Jahrzehnte hervorgegangen. Sie entspricht der endgültigen Ablösung des Regimes Köller durch das Regime Bulach.

Nach den wechselvollen und launenhaften Experimenten seiner Vorgänger arbeitete das Regime des Staatssekretärs von Köller auf die Heranziehung des Notabelntums zur eigenen germanisatorischen Aufgabe hin. Er erkannte dessen Einfluß an und nutzte ihn für seine Zwecke, die noch durch den wachsenden wirtschaftlichen Zusammenschluß zwischen dem Reichsland und Altdeutschland gefördert wurden. Das Regime Köller bedeutet deshalb Reaktion auf allen Gebieten der Gesetzgebung. Ein klassisches Exempel bietet der Versuch der Modernisierung des Enteignungsgesetzes, die vom Militärfiskus und von den Reichseisenbahnen gewünscht und deshalb in einen Gesetzentwurf gefaßt wurde: Der Staatssekretär intrigierte bei seinen Freunden, den Notabeln im Landesausschuß, mit vollem Erfolg gegen die Annahme eines von seiner Regierung eingebrachten und verteidigten Entwurfs. Das Regime Köller unterstützte das klerikale Element, und zähmte in der Tat dessen scheinprotestlerische und scheindemokratische Opposition, mit der es ihm gelungen war nach dem Krieg die — laut Herrn Abbé Wetterlé — am Boden liegenden Mandate aufzuheben. Herr von Köller proklamierte im Landesausschuß die Bevorzugung der christlichen vor den freien Gewerkschaften und schuf sich selbst eine Nebenregierung der vormals protestlerischen Klerikalen, deren Freundschaft er sich durch allerhand Gefälligkeiten und Liebesdienste sicherte. Sie waren sein Musterparlament und stimmten beispielsweise fast alle — die Notabeln aus Lothringen und dem Elsaß und die Klerikalen — für die kostspielige Verschandelung der Hohkönigsburg. Und die Führer der Klerikalen, die Wetterlé, Hauß und Preiß, waren die entschlossenen Stützen der Regierung, ihre energischen Verteidiger bei jedem Angriff. Das war die Zeit, als die heute unentwegten Demokraten des Klerikalismus, eben die Preiß und Wetterlé, im Reichstag die zahnsten Anträge auf Verfassungsänderung einbrachten, zugestandenermaßen nach dem Diktat des Herrn von Köller, der sich gleich-

zeitig mit aller Entschiedenheit, laut und offen als den Feind des allgemeinen Wahlrechts erklärte.

Die Macht der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft mit Deutschland hatte den Protest erledigt und bereits 1898 die Bildung von *Ordnungskartellen* gegen die Sozialdemokratie ermöglicht. Das Regime Köller nahm die Führer persönlich gefangen, die aus politischem Selbsterhaltungstrieb die protestlerischen Stimmungen bisher genährt hatten. Aber diese Trübung des öffentlichen Lebens durch die Existenz einer Nebenregierung von Notabeln und Klerikalen erzeugte hinwiederum den Widerspruch des altdeutschen Beamtentums sowie der nichtklerikalen bürgerlichen Parteien, die sich dann infolge der Spaltung der *Ordnungsbündnisse* konsolidierten. Sie hatte gleichzeitig die Stärkung der Sozialdemokratie zur Folge, bei der der demokratische Widerstand der Bevölkerung gegen die Politik der Regierung und gegen den Gouvernementalismus der Klerikalen seine Zuflucht suchte. Als Herr von Köller ging, waren zunächst alle Voraussetzungen für die Fortsetzung seiner Politik gegeben: Sein Nachfolger wurde Herr Zorn von Bulach, der Bruder des Straßburger Weihbischofs und der Landwirtschaftsminister in seinem Ministerium. Trotzdem sollte bald, besonders nach dem Amtsantritt des Statthalters Grafen von Wedel ein neues, völlig verschiedenes Regime folgen. Das Notabelntum erwies sich als unfähig zur Erfassung der großen wirtschaftlichen Staatsaufgaben und setzte vor allem jeder Andeutung auf die Notwendigkeit einer vernünftigen Umgestaltung der Steuergesetze den eisernen Widerstand seiner Verständnislosigkeit entgegen. Zugleich erstarkte, zu unerwarteter Kraft, die protestlerische Stimmung im Land. Diese Wandlung — deren Ursachen einmal in der Teilnahme der Bevölkerung an der Größe der damaligen politischen und kulturellen Kämpfe in Frankreich, noch mehr in der durch die kriegsdrohenden Verwickelungen des Sommers 1905 geschaffenen Stimmung liegen — zerriß den Schein der germanisatorischen Erfolge Köllers und zwang andererseits die Klerikalen sich wieder auf ihr wenn auch nicht protestlerisches, so doch sehr partikularistisch unterstrichenenes Nationalbewußtsein zu besinnen, wenn sie nicht im Volk ihre Positionen verlieren wollten. Mit noch größerer Vorsicht als ehemals studierten sie jetzt an dem Problem des *Marsches über den Rhein* herum, der Angliederung an die deutsche Zentrumsparlei: ein Problem, das auch heute nicht zu seiner völligen Lösung geführt worden ist. Das alles wirkte zusammen, um das Regime Bulach-Wedel zu kreieren: Ausschaltung des klerikalen Nebenregiments, Annäherung der Regierung an das liberale Beamtentum, Übergang der Klerikalen zur nationalistischen Opposition gegen das neue Regime.

Dieser Kampf zwischen den nunmehr oppositionellen und nationalistischen Klerikalen und der Regierung Zorn von Bulach steigerte sich immer mehr. Die Klerikalen ließen ihr Zentrumsprogramm hinter einen unerhörten Mißbrauch der nationalen Neigungen der Bevölkerung so gut wie ganz zurücktreten. Der nicht protestlerische sondern autonomistische Nationalismus gebietet die Erhaltung und den Ausbau der politischen Traditionen des Landes, also seine Demokratisierung. Der elsässisch-lothringische Nationalismus kann nicht klerikal sein. Diese zwingende Logik hat indes das reichsländische Zentrum nicht gehindert als Vorwand für seine klerikalen Machtzwecke einen ihm und seinem Wesen und seiner unmittelbaren Vergangenheit völlig fremden Nationalismus



zu benutzen. Die Preiß und Wetterlé wurden — unter Assistenz Blumenthals, der zu ihnen übergang — Republikaner, denen keine Reform der Verfassung mehr weit genug gehen konnte. Die einstigen Regierungskommissare veranstalteten die urwüchsigsten Skandalszenen im Landesausschuß. Sie gewannen ihrer nationalistischen Opposition die meisten der gleichfalls ausrangierten Notabeln, gelangten sogar mit dem noch 1907 vom Zentrum aufs heftigste bekämpften Lothringer Block zu einer *entente cordiale*, die sich mehr und mehr zum Bündnis auswächst, schufen schließlich — freilich gegen den Willen der altdeutschen Zentrumsleute im Land — eine nationalistische Parteibildung, die unter klerikaler Direktion die sogenannte *union nécessaire aller guten Elsaß-Lothringer* (also unter Ausschluß der Liberalen, der Demokraten und der Sozialdemokraten) verwirklichen soll. Durch ihre ganze Aktion aber dringt, deutlich vernehmbar und oft genug lesbar, der Schrei der Sehnsucht nach Herrn von Köller und nach seiner guten alten Zeit,

Die Regierung des Herrn von Bulach war mit der Mehrheit des Landesausschusses nach alledem nicht mehr zu versöhnen. Zum Regime Köller konnte aber auch mit anderen Männern die Reichsregierung nicht zurückkehren, nachdem — abgesehen von allem andern — die Unechtheit seiner angeblichen germanisatorischen Erfolge erwiesen war. So mußte sie in die Reform der Verfassung einwilligen, so mußte sie in der Wahlrechtsfrage Zugeständnisse an die Demokratie machen, die ihr an sich nicht eben willkommen gewesen sein mögen. Und wie auch die einen und die anderen über den Wert der Reform im ganzen denken, niemand wird die Wirkungsmöglichkeiten des allgemeinen Wahlrechts unterschätzen. Vom Wahlrecht wird erwartet, daß es die Aufgaben der kommenden Politik löst. Die nächsten liegen auf den Gebieten der Steuerpolitik und der Verwaltungsreform — Denkschriften der Regierung sind bereits ausgegeben — und des Unterrichtswesens.

Die großen Aufgaben, die hier gestellt sind, können indessen einer annehmbaren Durchführung nur näher gebracht werden, wenn die drohende Gefahr einer nochmaligen klerikalen Mehrheit in der Zweiten Kammer beseitigt ist. Es wird sich deshalb von selbst ergeben — daran zweifelt wohl niemand in der elsäß-lothringischen Sozialdemokratie —, daß gegen diese Gefahr die Parteien der Linken eine vernünftige Verständigung während der Wahlen durchsetzen und auch darüber hinaus eine *Arbeitsmehrheit* im Landtag zu bilden versuchen, die imstande sein wird jenen großen Aufgaben zu genügen. Die Sozialdemokratie wird an diese neue Tätigkeit mit dem entschlossenen Willen herantreten müssen ihren Einfluß auf die Gestaltung der Politik in Elsaß-Lothringen nach Möglichkeit wirksam zu machen.

XXX  
**JULIUS BRUHNS · DER KURS DER POLITIK IN HESSEN**



ESSEN, einst als liberal berühmt, bewegt sich immer mehr in reaktionären Bahnen. Das zeigt besonders deutlich gerade jetzt die Landtagswahlreform. Fast gleichzeitig mit der elsäß-lothringischen Verfassungs- und Wahlrechtsfrage ist die hessische Wahlrechtsfrage endgültig gelöst worden. Die hessischen Machthaber, Regierung und Landtag, brauchten freilich rund 10 Jahre dazu. Ihre Vorgeschichte habe ich

wiederholt in dieser Zeitschrift behandelt, und ich darf darauf verweisen.<sup>1)</sup> Das Ergebnis dieser Reform freilich entspricht der langdauernden Arbeit und Mühe nach demokratischen Begriffen durchaus nicht.

Das Ziel der hessischen Landtagswahlreform richtete sich ursprünglich nur auf die Beseitigung der veralteten und allen Parteien, mit Ausnahme der *Bauernbündler*, lästigen indirekten Wahl. Hessen ging darin allen anderen süddeutschen Staaten voran. Während diese aber das Ziel längst erreichten und eine mehr oder minder demokratische Ausgestaltung ihrer Wahlsysteme herbeiführten, hat die hessische Volksvertretung in der langen Zeit mit Hängen und Würgen einen wahren Wechselbalg hervorgebracht. Die einfache Selbstverständlichkeit der direkten Wahl müssen die hessischen Wähler mit dem Verlust respektive der Verschlechterung sowohl des gleichen wie des allgemeinen Wahlrechts bezahlen. Auf Betreiben der *Bauernbündler*, die dafür ihre Abneigung gegen die direkte Wahl überwandern, wurde das gleiche Wahlrecht zugunsten eines Pluralwahlrechts beseitigt, das jedem mindestens 50 Jahre alten Wähler zwei Stimmen gibt. Und das allgemeine Wahlrecht wurde durch die Bestimmung verschlechtert, daß zu der Bedingung des 3jährigen Wohnsitzes noch der mindestens 1jährige Besitz der hessischen Staatsangehörigkeit hinzukommen, und daß ferner das Wahlrecht nicht nur bei rückständiger Staatssteuer sondern auch bei rückständiger Gemeindesteuer ruhen soll. Alle diese Änderungen richten sich vor allem gegen die Arbeiter, das heißt gegen die Sozialdemokraten und sind geeignet den kleinen Vorteil, der der Sozialdemokratie auf dem Lande aus der Einführung der direkten Wahl erwächst — in den Städten waren die Schwierigkeiten Wahlmänner zu finden längst überwunden — wieder wettzumachen. Darüber hinaus hat dann die Mehrheit des Landtags unter Mithilfe der Regierung bei der Neueinteilung der Wahlkreise eine geradezu skandalöse Wahlkreisgeometrie getrieben, sich auf Kosten der Sozialdemokratie wie der Freisinnigen eine Reihe von Wahlkreisen auf lange Zeit gesichert.

Sind schon mit dieser Wahlreform der demokratischen Weiterentwicklung Hessens schwere Hindernisse bereitet worden, so ist es dabei nicht einmal geblieben. Um der angeblich so heiß ersehnten direkten Wahl die Zustimmung der Ersten Kammer zu sichern, hat die aus Nationalliberalen, *Bauernbündlern* und dem Zentrum bestehende Mehrheit der Zweiten Kammer außerordentlich wichtige Rechte dieser an die Erste Kammer preisgegeben. Die Herrenkammer hat danach gleich der Volkskammer das Recht bekommen einzelne Budgetposten abzulehnen, während sie früher das Budget nur als ganzes annehmen oder ablehnen konnte. Weiter kann nunmehr die Erste Kammer viel leichter als früher ihr nicht zusagende Gesetze ablehnen oder deren Zustandekommen verhindern, auch wenn eine erhebliche Mehrheit der Zweiten Kammer dafür ist. Der Zweiten Kammer ist dagegen die Budgetverweigerung nahezu unmöglich gemacht worden. Das hat man dadurch erreicht, daß man bei gemeinsamen Abstimmungen beider Kammern, der sogenannten *Durchstimmung*, statt der bisherigen einfachen Mehrheit die Zweidrittelmehrheit setzte. Diese Revision der Artikel 67 und 75 der hessischen Verfassung gibt der Ersten Kammer viel größere politische Macht als sie bisher besaß. Und da die konservativen Standesherrn Hessens genau wissen, was sie wollen, im Gegensatz zu der bisher tonangebenden Partei in der Zweiten Kammer, den Nationallibe-

<sup>1)</sup> Siehe meine Artikel *Wahlrechtsfragen in Süd und Nord* und *Die hessischen Landtagswahlen* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1906, 1. Band, pag. 198 ff., und 1908, 3. Band, pag. 1471 ff.

ralen, bekommt die innere Politik Hessens einen immer reaktionärern Charakter.

Das hat sich zunächst bei der Reform der hessischen Städte- und Landgemeindeordnung gezeigt. Alle Versuche der Sozialdemokraten und Freisinnigen einige Verbesserungen durchzusetzen scheiterten. Und die geringfügigen Verbesserungen, die die Mehrheit der Zweiten Kammer wirklich beschloß, wurden von der Ersten Kammer zurückgewiesen und darauf auch von der Mehrheit der andern fallen gelassen. So ist es bei dem Bestätigungsrecht der Regierung für die gewählten Bürgermeister und Beigeordneten geblieben, das in Hessen neuerdings in der rigorosesten Weise gegen Sozialdemokraten angewandt wird. Das Sitz- und Stimmrecht des höchstbesteuerten Grundbesitzers im Gemeinderat, ein völlig ungerechtfertigtes Privileg der adligen Herren, hatten Regierung und Zweite Kammer aus der Landgemeindeordnung entfernt. Die Erste Kammer fügte diese Bestimmung wieder ein, und Regierung wie Zweite Kammer ließen dies Vorrecht bestehen. Nicht anders verlief die Sache bei der Frage der Wählbarkeit von Schullehrern und Geistlichen in Gemeindevertretungen, städtische wie ländliche.

Bezeichnender noch war das Verhalten der Regierung und der Zweiten Kammer bei der Reform der Gemeindesteuern. Einen frühern Entwurf dieser Art ließ die Erste Kammer einfach unerledigt liegen, weil er die Steuerlasten der Standesherrn und sonstigen Großgrundbesitzer um einiges wenige erhöhen wollte. Der nun nach mehreren Jahren wieder vorgelegte Entwurf kam deren Interessen zwar erheblich mehr, aber immer noch nicht genug entgegen. Sie wollen sich nach Möglichkeit von der Grundsteuer drücken und fordern deshalb, daß Grundstücke, die dauernd landwirtschaftlichen Zwecken dienen, nicht, wie es vernünftigerweise der Regierungsentwurf wollte und die Zweite Kammer beschloß, nach dem ermittelten gemeinen Wert sondern nach einem unter Zugrundelegung des 25fachen Betrags der Pachtpreise berechneten Wertes besteuert werden sollen. Das gleiche soll für Gärten und Zierparks gelten, die, wenn auch nur zeitweise oder vorübergehend, öffentlich zugänglich sind. Die Herren wollen aber auch gern den Besitzern von gewerblichen und industriellen Zwecken dienenden Gebäuden etwas zukommen lassen, und deshalb forderten sie, daß als gemeiner Wert von Gebäuden, die ausschließlich zur Lagerung, Aufbewahrung, Herstellung, Be- und Verarbeitung von gewerblichen Erzeugnissen, Waren und Rohmaterialien bestimmt sind, der halbe Brandversicherungswert, für unversicherte Gebäude der halbe Baukostenwert, in beiden Fällen ohne Berücksichtigung des Wertes von Grund und Boden, gelten soll. Eine solche Gestaltung der Gemeindegrundsteuer wird jenen in die vielen Hunderttausende gehende Steuersummen ersparen, die finanzielle Lage der meist ohnehin bedrängten Gemeinden aber weiter verschlechtern und die Gemeinden zwingen die Zuschläge zur Einkommensteuer ganz wesentlich zu erhöhen, zum erheblichen Teil auf Kosten der Kleinbürger und Arbeiter. Regierung und Zweite Kammer wehrten sich denn auch zunächst sehr; die Gemeinden selbst richteten Protestkundgebungen an die Regierung, aber es half nichts, die Herren von der Ersten Kammer ließen nicht locker, und dank der starken Position, die sie selbst den Herren geschaffen haben, mußten die beiden anderen Faktoren der Gesetzgebung in Hessen zu Kreuz kriechen.

Es ist vor allem die Furcht vor der Sozialdemokratie, die Nationalliberale, Zen-

trum und *Bauernbündler* in Hessen, wie ihre Vertreter im hessischen Landtag, fest zusammenschmiedet. Die industrielle Entwicklung des Ländchens macht rasche Fortschritte: Während 1882 noch die reichliche Hälfte der Bevölkerung Hessens in der Landwirtschaft ihre Existenz fand, ist das heute nur noch bei etwa einem Viertel der Fall. Mit der Industrie aber wuchsen die Sozialdemokraten und trieben die zunächst recht weit links stehenden Nationalliberalen, das demokratisch angehauchte Zentrum und die ursprünglich auch demokratisierenden *Bauernbündler* einander in die Arme und gemeinsam in die Reaktion hinein. Während das aber bis jetzt in Hessen Zentrum und *Bauernbündlern* immer noch zum Gedeihen ausschlug, sind die hessischen Nationalliberalen infolge des Einflusses ihrer Bundesgenossen der Zersetzung verfallen. Wohin das führt, zeigte kürzlich eine Nachwahl zum Landtag, in der in einem vorher nationalliberalen Wahlkreis der Zentrums kandidat mit 32 Wahlmännernstimmen gewählt wurde, während nur 3 Wahlmänner für den Nationalliberalen votierten, der in der vorigen Wahl mit 35 gegen 8 Stimmen gewählt worden war.

Die hessischen Reichstagswahlen in Friedberg - Büdingen und Gießen-Nidda mit ihrer gewaltigen Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen, der vernichtenden Niederlage insbesondere der Nationalliberalen haben bei diesen, und nicht nur bei diesen sondern auch bei Zentrum und *Bündlern*, schwere Besorgnisse hervorgerufen. Freilich weiß man sich nicht anders zu helfen als einmal die *Sammlung aller Ordnungsparteien* und weiterhin die schärfere Handhabung der Gesetze gegenüber der Umsturzpartei zu predigen. Die Regierung stößt in das selbe Horn, geht auch praktisch in diesem Sinn vor, wie unter anderem das völlig ungesetzliche Verbot der großen sozialdemokratischen Protestversammlung gegen den Zarenbesuch in Langen, in der Nähe des großherzoglichen Schlosses, beweist. Der Hinweis der Sozialdemokraten im Landtag darauf, daß vor dem Bestehen des Reichsvereinsgesetzes Hessen das freieste Versammlungsrecht hatte, während jetzt schon die Bestimmungen des Reichsvereinsgesetz in reaktionärer Weise angewandt und ausgelegt werden, wurde von den Mehrheitsparteien mit Lärmen aufgenommen, vom Regierungstisch mit Tiraden von geplantem Umsturz, von republikanischen Parolen der Sozialdemokratie und ähnlichen, früher im hessischen Landtag doch nicht üblichen Redewendungen beantwortet.

Diese lähmende Furcht vor der Sozialdemokratie ist auch die Ursache des ständigen Retirierens der Landtagsmehrheit wie der Regierung vor der Ersten Kammer. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wird — ein unwürdiges Schauspiel einer Volksvertretung — die höhere Weisheit der Herrenkammer betont. Es ist die Angst des schlechten Gewissens, die in Hessen die einst demokratisch gesinnten bürgerlichen Parteien in die Arme der Reaktion treibt. Und zu dieser Gewissensangst liegt für die hessischen bürgerlichen Politiker, insbesondere für die Nationalliberalen, allerdings nur gar zu berechtigter Anlaß vor. Hessen ist heute dem finanziellen Zusammenbruch nahe, und wenn nicht von Grund aus reformiert wird, ist der Staatsbankrott unvermeidlich. Die Staatsschuld des Großherzogtums ist in 15 Jahren von rund 57 Millionen Mark auf rund 420 Millionen Mark gestiegen, so daß Hessen jetzt, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, längst alle anderen Bundesstaaten in den Schatten stellt. Die Ursache dieser Aufwärtsbewegung ist im wesentlichen in der preußisch-hessischen

Eisenbahngemeinschaft zu suchen. Vergebens wies im Jahr 1895 der sozialdemokratische Abgeordnete Ulrich auf die Gefahren und die großen Nachteile hin, die für Hessen in dem Vertrag lägen, der an Preußen die hessischen Eisenbahnen auslieferte. Preußen hatte Hessen willfährig gemacht, indem es die hessischen Bahnen boykottierte, den ertragreichen Gütertransitverkehr, ums Hessenlände herum leitete. Als man mürbe war, glaubten die Nationalliberalen noch wunder was für ein gutes Geschäft zu machen, indem für die Berechnung des an Hessen fallenden Ertragsteils die Ziffern zugrunde gelegt wurden, die sich aus der (künstlich zurückgehaltenen) Frequenz der letzten Jahre ergaben. Natürlich stieg nun der Güter- und auch der Personenverkehr bald gewaltig und in immer steigendem Maß, Hessen aber blieb und bleibt heute noch auf den damals festgesetzten Ertragsteil beschränkt und wird so um jährlich 6 bis 7 Millionen Mark geschädigt. Andererseits hat Hessen alle durch den immer größer werdenden Verkehr nötig werdenden Aufwendungen allein zu tragen und muß zu diesem Zweck alljährlich seine Eisenbahnschuld um durchschnittlich 10 Millionen Mark erhöhen, ohne infolge des beschränkten Ertragsteils, der ihm zukommt, diese Schuld auch nur mit einem Pfennig amortisieren zu können. Ja, in Zeiten schlechter wirtschaftlicher Konjunktur reicht der auf Hessen entfallende jährliche Ertragsteil nicht einmal zur Verzinsung der Eisenbahnschuld aus.

So arbeitet die hessische Staatsmaschine ständig mit einem Defizit, das zeitweilig jahrelang an die 5 Millionen Mark jährlich betrug: eine Riesensumme für ein Ländchen mit etwa  $1\frac{1}{4}$  Million Einwohner. Die wichtigsten Aufgaben des Staates leiden infolge dessen bitter not. Besondere Beklemmung verursacht der Mehrheit im Landtag wie der Regierung der Umstand, daß für die Verbesserung der Beamtenbesoldung, die auch in bescheidensten Grenzen 1 Million Mark Mehrausgabe jährlich verursacht, keine Mittel aufzutreiben sind. Die geltende Besoldungsordnung ist vom Jahr 1898 und läßt natürlich die gewaltige Verteuerung der gesamten Lebensführung seit jener Zeit ganz unberücksichtigt. Die Unzufriedenheit der hessischen Beamtenschaft ist selbstverständlich groß; größer noch die Furcht der Regierenden, die Beamten könnten sich der Sozialdemokratie zuwenden. Was tun? Woher die Mittel für Erfüllung dieser und anderer drängender Staatsaufgaben nehmen? Da kam man auf den rettenden Gedanken durch Sparsamkeit in der Verwaltung erheblichere Mittel zu beschaffen. In der Tat ließe sich hier manches schaffen. Der Bürokratismus steht in Hessen in schönster Blüte. Ein Land, das nicht so groß ist wie mancher preußische Regierungsbezirk, hat 3 Minister, 11 Ministerialdirektoren, 40 vortragende Räte und ein Heer von ministeriellen Hilfsarbeitern. Die staatliche Organisation des Bauwesens ist ebenso unzuweckmäßig wie teuer. Die Veranlagungsarbeiten für die Staatssteuern erfordern alljährlich eine halbe Million, das System der Untererheber fordert weiter mehr als 150 000 Mark. Eine Vereinfachung und Verbilligung ist hier unzweifelhaft nötig und von der Sozialdemokratie längst gefordert. Natürlich will diese vor allem bei den oberen und obersten Stellen einsetzen. Die bürgerlichen Verwaltungsreformer aber griffen die Sache von der andern Seite an: Auf ihr Betreiben wurde einer Anzahl Unterangestellter gekündigt. Daß solche Reform viel böses Blut machte, liegt auf der Hand.

So sieht die politische Situation Hessens aus: finanziell zerrüttet, ohne Aus-

sicht auf Hilfe, politisch der Reaktion preisgegeben. In einigen Monaten, wahrscheinlich Anfang November, wird nach dem neuen Wahlgesetz zum erstenmal zum Landtag gewählt. Leider wird nur die Hälfte der Zweiten Kammer neugewählt; auch diese aller politischen Entwicklung widerstrebende Einrichtung ist in das neue Wahlgesetz mit hinübergenommen. Eine wirkliche, gründliche Erneuerung des alten Landtags, eine Beseitigung der bisherigen Mehrheit ist schon aus diesem Grund ausgeschlossen. Wie dann die Verschärfung der Kautelen im Wahlrecht, wie das Pluralwahlrecht, beides gegen die Sozialdemokratie gerichtet, auf diese wirken, in welchem Umfang es Arbeiter von der Wahlurne fernhalten, die bürgerlichen Stimmen vermehren wird, das ist nicht vorauszusehen. Trotz all der aufgetürmten Schwierigkeiten aber ist sicher mit einer starken Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen, wahrscheinlich auch mit einer Vermehrung der sozialdemokratischen Mandate zu rechnen. Dahin wirkt die Erbitterung über den gegenwärtigen Kurs im einstigen liberalen Hessen.

XX

## JULIUS BAB · GERHART HAUPTMANN



WENN in einem dramatischen Werk die Ungewißheit der Ereignisse nicht mehr ihren Grund in der Ungewißheit der Charaktere hat, so ist es kein Trauerspiel der Kraft sondern ein Trauerspiel der Schwäche; es ist, wenn man so will, das Schauspiel des menschlichen Lebens: große Wirkungen, kleine Ursachen. Es sind Menschen, aber auf den Brettern braucht man entweder Engel oder Riesen. »Mit diesen Worten, die ganz in seiner flach großartigen *al fresco*-Manier gehalten sind, hat Victor Hugo einmal etwas ziemlich Richtiges über das Wesen des Dramas ausgesagt, des Dramas, das er allein fühlte und würdigte: das Shakespearesche Drama, erzeugt vom Menschengefühl der heidnischen Renaissance. Ihm selbst und den äußerlichen Romantikern seines Schlages wird das Wort freilich zum Fallstrick, denn sie meinen es extensiv und steigern ihre Menschen im Bösen und im Guten ins gleichgültig Unmenschliche hinauf; wird es aber, wie beim großen Shakespeare, intensiv verstanden, so enthält der Satz seine tiefe Wahrheit: die schicksalsbildenden Dämonen, das Englische, das Riesenhafte, das selbstherrlich Göttliche in der einzelnen Menschenseele, das ist Held bei Shakespeare und allen, die ihm nachfolgen, und der Kampf solcher Dämonen mit den Göttlichen draußen und den anderen Menschen in der Welt ist das dramatische Thema, die Essenz des dramatischen Lebens, ist die dramatische Form.

Man wird sogar vielleicht diese Form des Dramas als die dramatische Form ansprechen können; man wird behaupten dürfen, nur hier sei die reine Erfüllung des dramatischen Formprinzips, das heißt sprachkünstlerisch das völlige Verschwinden des Dichters hinter der Illusion lebendiger gegen einander bewegter Gestalten. Aber man darf nicht mit Victor Hugos Satz die Tatsache schlechthin unterschlagen, daß es auch Werke, dramatischer Form sich nähernd, gibt, szenische Dichtungen von unzweifelhaft großem, künstlerischem Rang, die ihrem innersten Prinzip nach in der Tat nicht in den Charakteren sondern in einer dunklen Gewalt draußen das letzte Agens suchen, und die mithin bewußt das geben, was Victor Hugo das »Schauspiel des menschlichen Lebens« nennt.

Ich will dabei nicht von der griechischen Tragödie sprechen, die, ganz und gar auf ihrer sakralen Chorlyrik fußend, meines Erachtens nur sehr schwer an dem modernen Drama — das auf dem Prinzip suggestiv gemachter Individuen beruht — zu messen ist. Aber unmittelbar nach Shakespeare hat in der Gegenreformation, die allenthalben die Form des voraufgegangenen Geschlechts zum katholischen Sinn umbog, das Christentum sein Drama geschaffen. Das Christentum, das es in seiner äußern Blütezeit aus dem mittelalterlichen Mysterienspiel heraus nie zum eigentlich dramatischen Kunstwerk gebracht hatte, schuf jetzt, an der heidnischen Heroentragedie Shakespeares entzündet, die katholische Dramatik Calderons. Das sind diese christlichen Wunderdramen, die — darin hat Victor Hugo durchaus recht — wirklich Trauerspiele der Schwäche sind; sie geben allerdings das, was ihre romantischen Entdecker in Deutschland vor 100 Jahren die *Weihe der Unkraft* nannten. Das Dämonische, Schicksalbildende, Göttliche wird nicht in der Brust des einzelnen gefühlt und gestaltet sondern als ein völlig Über- und Außerpersönliches, ein unirdisch Führendes geglaubt und gepriesen. Wie das äußere Wunder den Gang der Handlung so durchbricht in den echtsten Calderonstücken stets der lyrische Gesang seiner Trochäen mit unmittelbaren religiösen Ekstasen den Dialog und die Illusion seiner Individuen.

Neun Menschenalter aber nach Calderon ist zum zweitenmal eine szenische Form geschaffen worden, die nicht auf dem heroisch-aktiven sondern auf dem christlich-passiven Gefühl von Welt und Menschen beruht, die nicht die Leistung sondern das Erleiden, nicht den Kampf sondern das Erliegen verherrlicht, für die Gott nicht der Geist unserer besten Taten sondern der Geist alles dessen ist, was unseren besten Taten zur Vollendung fehlt. Ein Dichter, der in der Tat statt der Dämonen zum erstenmal Menschen auf die Bühne bringt, der den Mantel Shakespearescher Illusion dichter als Calderon um sich zieht, und der doch nicht seine Helden, nicht Lear, nicht Macbeth, nicht Othello verherrlicht sondern die dunkle Macht allein, die in jenen offenbar und übermächtig wird. Dieses »Schauspiel des menschlichen Lebens«, dies im Victor Hugoschen und Shakespeareschen Sinn undramatische Drama hat Gerhart Hauptmann geschaffen, der heute dem Ausland zweifellos am wesentlichsten deutsche Dichtung repräsentiert, und der bei uns selber nach allen sogenannten *Premierenniederlagen* der letzten Jahre doch mit unstörbarer Sicherheit immer wieder im deutschen Bewußtsein den Platz einnimmt, der ihm gebührt: den Platz des stärksten heute lebenden Künstlers in deutscher Sprache.



WENN ich im Sinn des eben ausgeführten sage, daß kein Dichter vor Hauptmann so ganz und gar den Menschen auf die Bühne gebracht hat, so ist das zunächst gar keine Lobpreisung sondern eine einfache (auch negativer Kritik durchaus zugängliche) Konstatierung. Aber es macht in der Tat die Bedeutung, den spezifischen Charakter dieses Künstlers aus mit den Mitteln der szenischen Form, mit dem bloßen Dialog eine Menschendarstellung gegeben zu haben, die an Wirklichkeitsgewalt alles irgend vorher Gekannte, alle bescheidenen Ansätze, die sich nach dieser Richtung, namentlich bei Grillparzer und bei Ibsen, finden, weit zurückläßt, und etwas absolut Neues bedeutet. Eben weil es Hauptmann nicht auf die großen einzelnen Leidenschaften ankommt, durch die ein Mensch schöpferisch wird, sondern auf den übermächtigen Komplex größern Lebens,

in dem er steht, eben deshalb gibt er Menschen in einer Verzweigkeit, in einer Mannigfaltigkeit, in einer Fülle von Naturverbundenheiten wie kein anderer Dramatiker vor ihm und übertrifft, gewiß nicht an Tiefe und Kraft, aber an Breite und Wärme des produzierten Lebens auch Shakespeare.

Wenn aber Hauptmann, wie er selbst gestanden hat, »nicht Konflikte, sondern Situationen« darstellt, nicht Taten sondern Ereignisse, nicht Leistungen sondern Leiden, so scheint mir schon damit ausgesprochen, daß die übliche Redewendung, die ihn als einen *sozialen*, im gesellschaftsrevolutionären Sinn stark interessierten Dichter in Anspruch nimmt, mehr als bedenklich ist. Gewiß, weil diesen Dichter der Mensch nicht als Schöpfer sondern als Geschöpf interessiert, weil ihm nicht der je nach Rang und Stand verschiedene Umkreis, in dem ein Mensch wirken kann, wichtig ist, sondern der stets gleich große, immer unendliche Umkreis dessen, was auf den Menschen wirkt, deshalb ist ihm ein König und ein Feldherr durchaus keine interessantere Figur als ein Bahnwärter und ein Tagelöhner; und weil das göttliche Licht, das er malen möchte, sich vom dunklen Grund noch stärker erhebt als vom goldglänzenden, so sind ihm die Elenden und Geringen sogar wichtiger und lieber als die Großen und Mächtigen der Erde. Aber diese ästhetischen Konsequenzen seines allgemeinsten Weltgefühls stempeln Hauptmann durchaus noch nicht zu einem im sozialen Sinn besonders interessierten Menschen. Die Werke Hauptmanns, und gerade die, die ihm den Ruf eines sozialen Revolutionärs eingetragen haben, zeigen sich vielmehr bei genauerer Betrachtung völlig verschieden von solchen dichterischen Produktionen, die ihren letzten Grund in einem leidenschaftlichen sozialen, gesellschaftsbildnerischen Interesse haben.

Hauptmanns erstes Werk *Vor Sonnenaufgang* schildert allerdings ein Elend, das ein ganz spezifisches Produkt kapitalistischer Gesellschaftszustände ist. Die furchtbare physische und moralische Verkommenheit, in die eine ganze Gemeinde gestürzt wird, nicht durch die Not sondern durch den Überfluß, den sinnlosen Goldregen, der plötzlich auf die gänzlich unvorbereiteten Köpfe primitiver Bauern niederrauscht, weil man unter ihren Kartoffeläckern Kohle gefunden hat. Der Wahnsinn unseres geltenden Eigentumsrechts, das mit Bodengütern, denen nur das dringende Bedürfnis der Gemeinschaft Wert gibt, einen lediglich verderblichen Reichtum auf die zufälligen Besitzer des Grund und Bodens häuft: das ist freilich ein sehr sozialpolitisches Thema. Aber man sehe nun einmal zu, was bei der Ausführung des Themas Hauptmann eigentlich gelungen ist. Was sich da an Wendungen sozialer Polemik findet, das ist ebenso wie die geistig tragende Gestalt des Agitators Loth dürftig, trivial, unlebendig, uninteressant; was aber in diesem Werk damals wie heute die Lebenskraft eines einzigartigen Dichters bekundet, das ist die Kunst, mit der für einen Augenblick Seele, leidende Seele in jeder dieser bodenlos verkommenen Kreaturen aufblitzt, während dies Ganze von Verkommenheit und Qual seinen Seelenschrei gleichsam in der verzweiflungsvollen Wirrnis und Sehnsucht der armen Helene ausstößt. Nun vergleiche man solch ein Anfangswerk mit dem Erstling eines wirklich sozialistischen Dichters, eines Schriftstellers, dessen elementarer und erster Anteil am Leben wirklich der gesellschaftsbildnerische, sozial organisierende Instinkt ist: Bernard Shaws *Widower's Houses* sind über einem ganz ähnlichen Thema errichtet, gehen gleichfalls vom Wahnsinn unseres Bodenrechts aus. Aber während hier der einzelne Mensch bloße Figurine bleibt und uns nie innerlich nahekommmt, lebt



das Ganze als sozialpolitisches Exempel, fallen die blendendsten, schärfsten, seltsamsten Lichter auf den Zusammenhang jener Gesellschaft, der dies Exempel entnommen ist. An Shaws Stück entzündet sich ein soziales Interesse, weil soziales Interesse auch vor allem an seiner Geburt beteiligt war. Aus Hauptmanns Erstlingswerk bleibt uns jene tiefe Ergriffenheit, mit der wir uns jeder leidenden Kreatur, gleichviel aus welchem Grund sie leidet, verbunden fühlen, weil eben dies elementare Mitgefühl und nicht die zufällige soziale Beobachtung, an der es sich entzündete, das Lebenselement Hauptmannscher Dichtung ist.

Und auch das Werk, das um seines Stoffes willen am meisten dazu beigetragen hat Hauptmann in den Ruf eines sozialen Revolutionärs zu bringen, auch *Die Weber* sind, so unwahrscheinlich dies klingen mag, eigentlich kein Produkt sozialen Anteils, politischen Interesses. Es ist nicht das soziale Gebilde, nicht die kämpfende Klasse, nicht die zerbrechende gesellschaftliche Form, die hier den Dichter interessiert, sondern immer wieder nur die Menschenseele an sich und ihre göttliche Leidensfähigkeit, die ihn packt. Daß das nichts Selbstverständliches ist, daß man auch von einem wirklichen sozialen Interesse aus ein Dichter sein kann, das wird man zugeben, wenn man neben die *Weber* etwa Zolas mächtigen Roman *Germinal* hält. Hier ist die Erschütterung, die den Mann zum Dichter machte, wirklich aus dem Begreifen riesiger und furchtbarer sozialer Zusammenhänge, ungeheuerlicher gesellschaftlicher Formationen gestiegen. Deshalb ist alles, was hier auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge, auf die gesellschaftlichen Bildungen weist, sehr viel großartiger und tiefer gestaltet als bei Hauptmann. Wie viel mehr — um nur ein einziges Beispiel zu geben — als der dünnhäutige, bornierte Herr Dreißiger vertritt dieser Direktor Hennebeau, der in all seinem Glanz selbst das ohnmächtige Werkzeug seiner dunklen anonymen Aktionäre ist, das Wesen des Kapitalismus. Aber dafür haben alle diese Zolaschen Bergleute für uns doch nur ein symptomatisches Interesse, als Repräsentanten der Klasse, der sie angehören, der sozialen Situation, in der sie stehen; bei Hauptmann kommt uns jeder einzige Weber auf eine furchtbare Weise in seiner einzigartigen Menschlichkeit nahe. Maheu ist ein Bergmann, ist der Bergmann, aber der alte Baumert, der alte Ansoerge, der rote Becker, Moritz Jäger und Luise Hilse: das sind unvergeßliche, besondere und nur im Leiden geeinte Individuen. Ich halte es für verkehrt hier einen ästhetischen Rangunterschied zu konstruieren. Selbstverständlich ist Zolas Roman monumentaler und Hauptmanns Drama voller und reicher, aber das sind eben nur die verschiedenen Mittel, die durch die verschiedenen Grundabsichten gegeben sind. Hier galt es überindividuelle soziale Zusammenhänge, dort vielfaches, mächtig zusammengehäuftes Leid einzelner Menschenseelen zu gestalten. Man versteht jetzt, warum ich Hauptmanns *Weber* ebensowenig wie den *Florian Geyer*, in dem das gleiche Thema noch einmal auf einen mächtigeren Resonanzboden gestellt wird, so daß Hauptmanns Kraft zu leiden und mitleiden zu machen — durch alle Hemmungen eines zu gewissenhaften Wissens hindurch — sich am vollsten entfaltet, warum ich diese Werke nicht als eigentlich soziale Dichtungen anzuerkennen vermag. Gleichwohl liegt dem Gefühl, das Hauptmann für die soziale Bewegung unserer Tage in Anspruch nehmen möchte, doch etwas Berechtigtes zugrunde. Nicht direkt, nicht so, daß es im Ästhetisch-Formalen nachweisbar wäre, ist soziales Interesse für Hauptmann treibend gewesen, aber die Kraft, die ihn

treibt, steigt auf der gleichen Teilnahme auf, in der auch die letzte unver-sieglichste Quelle jedes sozialen Interesses, jedes demokratischen Empfindens entspringt. Jenes große Gefühl, das sich im Dogma von der Gottessohnschaft abbildet, das uns an die unverlierbare Würde, die unzerstörbare Heiligkeit, die durch nichts zu verwirkende Göttlichkeit jeder Menschenseele glauben läßt, dies Gefühl ist es ja am Ende, das allem sozialen Gewissen, jeder demokratischen Tendenz Sinn und Kraft leiht, und dies Gefühl ist es freilich auch, um dessenwillen Hauptmanns Dramen geschrieben sind: »Ein jeder Mensch hat halt a Sehnsucht.« Dieser Schrei der Sehnsucht, dies Auflodern der göttlichen Flamme aus jeder, auch der finstersten Nacht, dies Hellwerden verfinsteter Seelen von einem göttlichen Licht, das viel mehr ist als sie selbst, das ist es, was Hauptmann an seinen Webern und Bauern ergriffen hat, und was uns wieder ergreift. Und der Zorn wider die, die Menschen im Dunkeln halten, im Schmutz, bei den Tieren, die heilige Wut über die Verfinsterer des Lichtes, sie gehört freilich zum Wesen der Hauptmannschen Frömmigkeit: In dem ganz unpolitischen Sinn der Münzer und Karlstadt ist Hauptmann freilich auch Sozialist. In dem Sinn, wie man Hauptmann einen christlichen Dichter nennt, darf man ihn freilich auch einen sozialen Dichter nennen.



CHON Hauptmanns zweites Werk bietet eigentlich zu der Meinung, daß der Schwerpunkt dieses Dichters im sozialen Interesse zu suchen sei, keinen Anhalt mehr. Das furchtbare *Friedensfest*, das die Scholzens in Erkner begehen, ist ohne Gewaltsamkeit wirklich in keinem sozial-revolutionären Sinn zu interpretieren. Hier wird gegen ältere und unentrinnbarere Bande *revolutioniert* als sie selbst die mächtigste Gesellschaft um eines ihrer Mitglieder schließen kann. Es ist die Erstickungsgefahr, mit der die Persönlichkeit, die Individuation, der Leib die göttliche Seele im Menschen, und gerade im stolzen und starken Menschen bedroht. Das Schicksal dieser Scholzens, deren ewiges Teil, deren tief verstecktes Liebesbedürfnis in Stolz, Trotz, Scham und wieder Scham zu ersticken und ständig in Zorn und Haß umzuschlagen droht, ist gesellschaftslos, ist zeitlos, ist allmenschlich wie das der Atriden, um deren Stirn der Gott ein gleich ehernes Band schmiedete. Hinter dieser wilden und verbissenen Familienkatastrophe steht wieder etwas wie jene christliche Anschauung, der alle Persönlichkeit Krampf und Krankheit ist, die erst durch die Liebe gelindert und gebüßt werden kann, aufgelöst in ein weites überindividuelles Gefühl.

Ist hier im *Friedensfest* der Charakter der Persönlichkeit wenigstens noch im Zerstoren ein Faktor der dramatischen Handlung, so ist in den reifsten, geschlossensten, repräsentativsten Werken des Hauptmannschen Stils der Charakter des Helden ein völliges Passivum, er wirkt nichts aus, er erleidet. Die Welt, in der er lebt, seine Menschen, Umgebung, Haus, Tiere, Luft und Wetter werden sein Schicksal. In diesem Sinn sind es freilich *Milieu* dramen, aber daß es eben das Milieu unserer Gesellschaft ist, daß der Dichter die Farbe seiner Zeit wählte, das ist ganz sekundär. Was hier wirkt, ist das Von-außenkommen, das Umunsherumsein des eigenen Schicksals, ganz gleich welch zufällige zeitliche Form diese Umgebung eben hat. *Fuhrmann Henschel* und *Rose Bernd* — das sind die beiden Dramen, die mir nach einer Richtung hin Hauptmanns Kunst am reinsten zu vertreten scheinen — sind *Schicksalsdramen*. Es ist

nicht einmal äußerlich richtig, daß sie wie die Familie in *Vor Sonnenaufgang* oder wie die *Weber* an einem besonders unglücklichen gesellschaftlichen Milieu kranken, und es zeigt gerade den Mangel an Zusammenhang dieses Dichters mit dem eigentlichen Sozialen, wenn er auch diese beiden reinen Schicksalstragödien in seiner Gesamtausgabe den *Sozialen Dramen* zuordnet oder zuordnen läßt. Wächst Henschels Schicksal etwa daraus, daß er Fuhrmann ist, geht Rose Bernd an ihrer Magdexistenz zugrunde? Wie wenig wäre diese große Tragödie, wenn sie nichts wäre als die alte Geschichte von dem armen Mädchen, das der Verführer nicht heiratet, weil sie *nicht ebenbürtig* ist. Das eben macht die Größe dieser Dramen aus, daß das Schicksal dieser Menschen nicht aus ihrer zufälligen sozialen Situation kommt, sondern daß wir fühlen, daß jede Situation eine verhängnisvolle ist, daß jedes Milieu uns mit Schicksalsmacht anpackt, mit der Masse dumpfer Wirklichkeiten das kleine göttliche Fünkchen in uns, die Stimme der seligen Sehnsucht, das zarte Seelchen zu erdrücken droht, wie der alte Glasbläser Huhn, das »schwarze Bündel Mordsucht«, der »nachgeborene Klumpen Gier«, das Glasseelchen der Pippa zerdrückt; denn es reizt und verführt uns immer wieder zum Tanz, dieses gräßliche Wirkliche. Es hat nichts mit der sozialen Situation zu tun, denn Starshenski, Elgas Gatte, ist ein Graf und der Schicksalsgefährte des Fuhrmann Henschel, und auch er schwindet an dem Weib dahin, dem er seine Seele gab. Und die wilde Gier der Männer, die Rose Bernd zu Tode hetzt, ist so wenig ein soziales Schicksal wie die furchtbare Seuche, die den hochgeborenen Grafen Heinrich von der Aue anfällt und ihn auf den Kehrlichthausen der Schöpfung wirft.

Nicht soziale Dramen, aber sehr wohl Milieudramen. Denn dies eben ist Hauptmanns Leistung in der Geschichte des Dramas, dies ist das Neue und Unerhörte seiner Kunst, die Fähigkeit Milieu dramatisch, das heißt im Dialog, in den Worten seiner Menschen zu gestalten. Die große Erfahrung, die Hauptmann künstlerisch fruchtbar gemacht hat, durch die er eine neue realistische Schicksalstragödie geschaffen hat, die uns so viel näher gilt als das rhetorisch-lyrische Wunderdrama Calderons, besteht eben darin, daß wir unser Schicksal, das ganze, große, fremde, gräßlich von außen kommende Schicksal, das nicht unser Ich ist, doch in uns tragen. Hauptmann glaubt nicht, daß gestaltende, schicksalgewachsene Leben und totüberwindende Kraft im Ich, in der leidenschaftlich wollenden Persönlichkeit sitzt; was wir unsere Seele nennen, ist ihm ein ängstlich flatterndes Fünkchen Licht, das sich schut in den großen Herd zurückzuspringen. Aber unsere weitere, schwere, physische Existenz, die dieses Seelenfünkchen nur auch mit umfaßt, sie ist wirklich nach Hauptmann unser Schicksal, ist es eben deshalb, weil sie ganz gefüllt ist mit fremden, feindlichen, niederziehenden Kräften, weil dies sogenannte *Ich* in Wahrheit großenteils Abdruck, Durchgang aller Außenkräfte ist: Milieuprodukt.

Alles, was künftige Dramaturgien über den Hauptmannschen Dialog herausbringen werden, wird zeigen, wie es die eigentliche Kunst dieses Dichters ist in den Worten der Sprechenden das Milieu transparent zu machen und die treibende Schicksalskraft so gleichsam ins Innere dieser Menschen hinein-zuziehen. Schon Grillparzer und nach ihm Ibsen haben die Kunst geübt den hinter allem Bewußtsein versteckten treibenden *Willen* im Menschen durch szenische sprachliche Fügungen mitten im Dialog auftauchen zu lassen. König

Alfons verräterisches »Retiro heißt das Schloß?« (während er dem Knappen Moral redet); Hjalmar Ekdals abscheuliches »Aber auf deine Verantwortung!« (als er die augenkranke Hedwig retuschieren läßt, um zur Wildente zu spielen zu gehen; Cramptons »Je näher der entscheidende Augenblick kommt; je ruhiger bin ich« (in jagendem Tempo, vor Erregung zitternd gesprochen): das ist die gleiche tragikomische Art menschliche Ohnmacht zu verspotten. Aber Hauptmann hat nun besondere Mittel entwickelt, um diese fremde Macht in uns gleichsam zu materialisieren: Das ist der Wert des Dialekts für Hauptmann, den er ja höchst *unnatürlich* anwendet. Sein Schlesisch wird so gut an der Spree wie im Märchenland gesprochen. Aber dieser Dialekt leistet eben im Gegensatz zur Schriftsprache dies, daß er Volk, Land und Luft, in denen ein Mensch aufgewachsen ist, viel dichter und deutlicher anzeigt als unsere sogenannte *Schriftsprache*, daß er überall die vielfachen Abhängigkeiten fühlen läßt, in denen der Sprecher dieser Worte seinen Geist gebildet hat. Und Hauptmanns Kunst Menschen durch ihre Sprache zu individualisieren, ihnen einen ganz bestimmten, engen Schatz von Redensarten zuzuweisen, sie in bestimmten Konstruktionen und Bildern festzuhalten, diese Kunst hat zwar auch schon Shakespeare geübt, aber nur wo es galt kleine, geringe, in ihrer Abhängigkeit eben lächerliche Naturen zu malen; seine *Helden* reden alle die eine, gleiche, stolze freie Sprache Shakespeareschen Geistes. Hauptmann aber gewinnt den Mut seine unfreien, gedrückten Menschenkinder pathetisch zu nehmen und läßt ihre Dumpfheit, ihre Enge und Abhängigkeit, ihr Schicksal, den ganzen Kerker von Wirklichkeit, in dem sie leben, vor uns aus ihrer kärglichen Rede-weise erstehen. In diesem Sinn hat des alten Baumert »Nu ja ja — nu nee, nee!« eine Gewalt gleichen Grades wie Lears »Blast Wind und sprengt die Backen! Wütet! blast! . . . Du Donner schmetternd schlag flach das mächtige Rund der Welt!« Daß das Schicksal, das Verhängnis, die Tragik über die freie Seele, über das göttlich Stolze im Menschen nun nicht mehr in dunklen, seltsam gefühlten Schicksalsschlägen wie über Ödipus hereinbricht oder sich ihm in wunderbaren, weisen Fügungen offenbart wie den Kreuzgläubigen Calderons; daß es vielmehr jeder Mensch mit sich herumschleppt, als seinen Leib, sein Leben, seinen Geist, sein Wort: dies gestaltet zu haben ist Hauptmanns eigentliche Tat. Alle diese Menchen sind mit jedem Wort, das sie sprechen, so in ihrer verhängnisvollen Gebundenheit gezeichnet, daß alle Ereignisse, die etwa geschehen, nur Auslösungen des nötigen Schicksals scheinen, nur Anlässe, gelegentlich deren sie zugrunde gehen, nicht Ursachen, nicht Fügungen, nicht Wunder: nur Selbstverständlichkeiten. Um dieses Ziel in unserm Gefühl ringt Hauptmanns Sprache, und um das Flackern und Fliehen, das Hochschlagen und Zusammensinken der Seele in diesem wirren Druck der Dinge zu gestalten, bedient sie sich noch jener fliegenden Hast, jener zerrissenen Konstruktionen, jener jagenden Wiederholungen und rückgreifenden Wendungen, wie sie mit gleicher Inbrunst — nur zu einem andern Shakespeare nahen Ziel — auch Heinrich von Kleist anwandte. Und selbstverständlich ist auch diese Art der Sprache ein sehr planvolles, rhythmisches Stilmittel und der *Natur*, der Wahrscheinlichkeit, Häufigkeit nicht näher als der gerade durchkonstruierte Satz.

Alles, was man über Hauptmanns *Naturalismus* gesagt hat, und womit man früher die Vorstellung einer möglichst wirklichkeitstreuen Sach- und Sprachbehandlung als Zweck verband, all das hat nur Sinn, wenn wir darunter eine

sehr zweckmäßige, sehr streng stilisierende Behandlung der Sprache verstehen, die den Endzweck hat ein naturalistisches Gefühl auszudrücken, das heißt das Gefühl der Abhängigkeit und Gebundenheit, der Hingebtheit des Menschen an die Gewalt der Natur.

**I**NDESSEN hat Hauptmanns Naturalismus nie etwas mit der Gedankenlosigkeit des Materialisten gemein gehabt, der an dem Rätsel von Leib und Seele flach vorbeischatzt; und er ist auch nie in jene Tiefe skeptischer Verzweiflung hinabgestiegen, die unsere Neuromantik (hierin lediglich die radikaleren Fortsetzer der Naturalisten) erreichen. Ihnen ist der Mensch nur ein »Schwindel in einen dünnen Schleier eingewickelt«, die Seele »nicht mehr als ein Taubenschlag« (Hofmannsthal), sie lösen das menschliche Ich völlig in dem Durchzug rätselhafter Lebenskräfte auf. Hauptmann dagegen schreibt seine Tragödien aus dem Gefühl heraus, daß eine Seele lebt, daß es einen göttlichen, nicht einfach naturalen Kern im Menschen gibt; der Selbstbehauptungskampf, das Verwehen und Wiederaufsteigen dieses Fünkchens Ewigkeit ist sein eigentliches Thema. Die Gefühlsquintessenz seiner Werke ist begrifflich nur als eine entschieden dualistische Religiosität zu beschreiben. Nur weil er an die wundertätige Kraft der Seele glaubt, weil er in dem Naturwesen eine höhere Kraft empfindet, war ihm der Naturalismus ein tragisches Motiv, schrieb er Schicksalsdramen. Es ist also kein überraschender Widerspruch, keine Zweiseitigkeit — wofür es schlichte Gemüter so oft halten —, wenn Hauptmann, der Dichter der *Weber* und des *Fuhrmann Henschel*, zugleich ein Märchendichter ist. Vielmehr ist heitere Märchenpoesie die notwendige Ergänzung seiner düsteren Milieutragödien. Denn das Märchen ist ja immer der heitere, naturüberwindende Sieg der Seele, ist die Welt, in der die Wundermacht unseres guten Geistes über alle äußeren Feinde triumphiert. Und wie weit ein Märchen innere Bedeutung für uns hat, das hängt lediglich davon ab, wie weit wir imstande sind seine Wunder als Symbol zu nehmen, für die Wundermacht unserer Seele, die wir erlebt haben. Das Gedicht, das für die Wurzelgemeinschaft aller Hauptmannschen Kunstformen epigrammatisch zugespitztes Beispiel ist, heißt (mit seinem ersten und richtigsten Titel) *Hannele Matterns Himmelfahrt*. Nirgends kann man den ganzen Hauptmann so mühelos und vollständig überblicken wie hier, wo im Elend des Armenhauses die Seele eines verprügelten kleinen Dorfkindes sich sterbend seinen Himmel erbaut und die Welt überwindet. »Tod, wo ist dein Stachel?«

Der äußere Zusammenhang zwischen dem naturalen und dem märchenhaften Bestandteil dieser Dichtung ist hier ebenso stark und klar wie der zwischen der sogenannten *Prosa* Hauptmanns und seinem *Vers*. Tatsächlich nämlich hat Hauptmann ebensowenig wie irgendein wirklicher Dichter jemals *Prosa* geschrieben. Der graphisch nicht abgesetzte *Vers*, der fast alle seine Dramen durchzieht, ist in der Hanneledichtung in der *Prosapartie* so stark durchgebildet, daß er, einmal ergriffen, im Ohr fast monoton wirkt, und daß er völlig sprung- und bruchlos in die metrisch gesetzten *Partieen* hinübergleitet. Dieser Rhythmus der Hauptmannschen Dialoge, mit dessen Analyse sich noch ein ganzes Geschlecht künftiger Philologen die Doktorwürde verdienen mag, ist im wesentlichen daktylisch-trochäischer Natur, zeigt also in seinem musikalischen Inhalt große Verwandtschaft mit dem weich melancholischen Fallen Calderonischer

Verse; nur ist er viel freier gehandhabt, weil beweglicher gestaltet, wie es die stärkeren Ambitionen realistischer Illusion von Hauptmann verlangen. Trotzdem ist in jeder gehobenen Partie jedes Hauptmannschen Dramas dieser Vers ohne Schwierigkeit nachzuweisen, und Stücke wie *Hannele* oder *Michael Kramer* wären in ihrem ganzen Umfang mit Leichtigkeit durch eine bloße Schreibearbeit in metrisch sichtbare Verse umzusetzen.

Dieser heimliche Vers Hauptmanns ist sein persönlichstes Produkt, sein alleiniges Eigentum, und die Stücke, die in diesem freien Vers abgefaßt sind, wirken deshalb in der Regel stärker und märchenhafter als jene, in denen er sich konventionellem Versmaß bequemt. So wirken an der *Prosa* des *Hannele* oder der *Pippa* gemessen die jambischen Partien in den gleichen Werken oder in *Schluck* und *Jau* oder im *Armen Heinrich* rhetorisch kalt, unmusikalisch. Der jambische Vers ist zu stolz, zu hart, zu aufrecht für das Wunder, das Hauptmann besingen will, und das immer wieder das der Hingabe, des gläubigen Vertrauens, der Liebe ist. Kindergeist ist es, der erlöst, durch dessen Unschuld und Reinheit man ins Himmelreich kommt. *Hannele* erlöst sich selbst, und es ist sein künstlerischer Ruhm und sein tiefster Sinn, daß es dies *Wunder* lediglich mit den Mitteln wirkt, die das Leben einem elenden Dorfkind, das es ist, wirklich anbietet. Aber der arme *Heinrich* kann nur durch den Opferwillen eines Kindes entsühnt werden, und er kann es erst, nachdem aller Stolz, aller Trotz und alle Gier in furchtbaren Krämpfen von, ihm abgefallen sind, und er nichts mehr als Hingabe und Vertrauen in die Seelenkraft der kleinen Ottegebe hat. Und ähnlich, wenn auch mit geringerm Pathos, ist neben den *Kollegen Crampton* seine kleine Gertrud gestellt, sein »Herzblättchen«, sein »Polizistchen«, seine »kleine Unsterblichkeit«, die ihn von einer allerdings banalern Seuche erlösen wird. So steht schon *Ida* in freilich noch trivialen Umrissen neben *Wilhelm Scholz*, so ist, wenn auch nur mit leichten andeutenden Strichen, die Käthchengestalt der *Marei* neben den schwarzen Ritter *Geyer* gezeichnet, dem ihr Haar »lieber als das der allerseligsten Jungfrau'n« ist.

»Ein Kind! Welt, Helden: alles dorrt zusammen,  
Und auf der Schädelwüste steht ein Kind.«

So ahnt der arme *Heinrich* inmitten seiner Qualen. Das »Obdach«, das er seiner Seele sucht, kann ihm nur die reine ungebrochene Seelenhaftigkeit, die völlig hingebungsvolle Liebe eines Kindes gewähren.



ENER Glaube an die göttliche Liebeskraft im Menschen rüstet Hauptmann mit seiner stärksten Gabe aus. Durch diese Gabe scheint er mir allen anderen deutschen Dichtern, die heute leben, künstlerisch überlegen, so sehr ihn auch manch einer an Geist übertreffen mag. Ich meine Hauptmanns unvergleichliche Spürkraft für Seelen. Es ist heutzutage vielleicht nötig zu sagen, daß man damit etwas anderes als Sensibilität meint; in der Spürkraft für Nerven, in der Differenziertheit, sind viele unserer Romanciers aus J. P. Jacobsens Schule und von den Dramatikern mindestens *Schlaf* und *Schnitzler* dem Hauptmann gewachsen. Aber nur er hat die Spürkraft und Darstellungskraft für Seele, für jene des letzten Geheimnisses volle Kraft, die alles nur Nervöse überfliegt und uns mit einem Schauer unbegreiflicher Größe anfüllt. In welchen Schluchten, Abgründen, Höhlen und Verstecken er menschliche Würde aufzufinden,

in welchen Seelenfinsternissen er den Liebesfunken aufleuchten zu lassen vermag, das ist ohnegleichen. Deshalb vermag er uns mit der unendlichen Kraft seiner Menschenliebe jede Kreatur in erschütternde Nähe zu bringen, uns jeden Menschen als Bruder fühlbar zu machen. Deshalb faßt und gibt das Werk dieses Dichters (mit den vorhin geschilderten Mitteln der Milieureproduktion) einen Reichtum von Menschlichkeit, wie das keines andern zeitgenössischen Autors. Und wenn die künstlerische Rechtfertigung einer Zeit darin besteht, daß man zeigt, wie die besondere Art menschlicher Existenzen, die ihre Kultur hervorgebracht hat, dem Ewigmenschlichen zugehörig, dem Unsterblichen blutsverwandt ist, so hat kein Dichter unsere Zeit reiner bewahrt, tiefer geadelt, voller erfaßt, höher geheiligt als Gerhart Hauptmann.

Hauptmanns Liebe zu seinen Menschen ist wahrhaft, wie die Liebe Gottes: »Sie höret nimmer auf.« Es ist nicht bloß, daß er für die Halben und Schwachen jedes Erbarmen, jede Anerkennung, jede Würdigung hat; wie für den tölpelhaften Ottacker, diesem grotesken Gemisch aus Feigheit und Mut, Verrat und Treue, von dem Heinrich, sein Herr, sagt:

»Du rangst. Dein Ringen hab' ich wohl erkannt.

Die Ringenden sind die Lebendigen, und  
die in der Irre rastlos streben, sind auf gutem Weg.«

Auch für die verlorenste Kreatur, in der keinerlei Treue, Liebe und Opferwille mehr zu finden scheint, hat Hauptmann selber den Blick der Liebe und verhilft ihr auf Augenblicke vor unserm Gefühl zu ihrem Seelenrecht. Die Kraft zu leiden, Sinnlosigkeit und Rohheit ihres Milieus zu empfinden, die ist es, die uns auf Augenblicke beinahe jede Hauptmannsche Gestalt ergreifend nahe bringt. Selbst die vergiftete alte Jungfer Auguste Scholz kann auf Momente in wirklichem Leiden ihre Seele vor uns bezeugen. Und in der tödlichen Angst enthüllt die dumme, eitle Gans Frau Dreißiger doch ein Stück ergreifende Menschlichkeit, wenn sie sich in ihre »kleinlichen Verhältnisse« zurückwünscht. Der dicke, eitle, trunkfeste und unfähige Bauernhäuptling Jakob Kohl will in der Stunde des Untergangs mit Florian Geyer fechtend sterben und »ehrlich werden«, und auf den mißgestalteten, verstockten und wüsten Arnold Kramer fällt nach seinem Tod noch aus der Seele seines Vaters das alles versöhnende Licht der Liebe. Die rüstige Diebin des *Biberpelses*, Waschfrau Wolffen, steht jedes Anteils würdig, ein prächtiger Mensch vor uns, jenseits jeder Möglichkeit moralistischen Einwands; denn sie ist ganz erfüllt mit einer weit mehr als egoistischen Leidenschaft zu schaffen, zu fördern, zu sorgen, mit brutalster Ausschließlichkeit freilich für den kleinen Kreis, dem sie sich verpflichtet fühlt: Mann, Kind und Haus. Aber nicht weniger wird von der Liebe des Dichters ihr Partner überstrahlt, der sehr komische Amtsvorsteher Wehrhahn, der mit seinen hilflos unselbständigen Vorurteilen, seiner grotesk schiefen Logik, doch mit edelster Hingabe einer großen Sache zu dienen meint. Und wie sind alle die kleinen, harten, eigenützigen Spitzbuben, die das märkische Volksstück vom *Roten Hahn* erfüllen, doch mit irgendeinem Punkt ihres Wesens am Menschlichen festgehalten, für die Geisterwelt, die Welt der Seele gerettet!

Von der Gleichheit aller Seelen in diesem letzten, wesentlichsten Einem, was not tut, spricht *Schluck und Jau*, der uns das Äußerliche, Nichtige des zufälligen sozialen Kostüms bedenklich nahe bringt. Jau ist wirklich »getuppelt«, denn in jedem Menschen liegt auf dem Grund das Eine, demgegenüber es

gleichgültiger Zufall ist, ob es als Fürst oder als Jau in die Welt der Erscheinung tritt. Das Calderonische Traumthema wird nicht ohne Grund gerade von Hauptmann aufgegriffen. Und Hauptmanns letztes Werk *Die Ratten* sind gar nichts als ein riesiger Komplex solcher Seelenmomente. Wie in allen, in der Heldin, der Frau John, aber auch in der verblödeten polnischen Dienstmagd, dem verspieltesten Komödianten und in der bis zur Selbstverwirrung lügenden Dirne die letzte überpersönliche Wahrheit, die Seele aufspringt, wenn das Schicksal ruft, wenn die Stunde des Leids und der Liebe kommt: das ist hier das eigentliche Thema. Und wenn das Stück schwächer wird als *Fuhrmann Henschel* oder *Rose Bernd*, mehr ein Haufen großer Einzelheiten als ein Ganzes, so liegt das eben daran, daß Hauptmann die verschiedenartigen Existenzen hier in dem Rattenhaus, in dem gespenstischen, unterwühlten Großstadtbau zusammenfassen wollte, daß ihm aber das Haus viel weniger gelang als seine Bewohner, weil er eben für Gesellschaftsgebilde nicht den Zola'sch visionären Blick hat, weil er kein sozialer Dichter sondern nur ein unendlich leidenschaftlicher Aufspürer von Seele ist.



IER muß als eine vielleicht notwendige Ergänzung dieser unendlichen Liebesfähigkeit, mit der Hauptmann die Scharen seiner lebendigen Gestalten vor uns aufbaut, bemerkt werden, mit welcher Ingrimmiger, kalter, fast verzweifelter Wut er in gewissen Episoden den seelenlosen Menschen, das heißt nicht den Verbrecher oder den Lästler sondern den Philister, den Mann des erbärmlichen Behagens, den im Fett Ersticken, darstellt. Eine geradezu dämonische Kraft entwickelt Hauptmann in den viehisch entseelten Worten, dem widerlich selbstgefälligen Schwatz, den er solchen Menschen auf die Lippen legt. Schon die biederen Malermeister, die in der Kneipe dem Künstler Crampton mit alkoholischer Vertraulichkeit ihre freundlichen Anträge machen, sind nicht weit von dieser Stufe. Kaum noch ein letztes Licht menschlicher Gemütlichkeit fällt über sie. Aber ganz kommen wir in Hauptmanns Inferno etwa mit Kunz von der Mühlen, dem »gespornten Hähnlein« mit dem frisch gekauften Adelsbrief, das an schmutziger Rohheit alle geborenen Junker überbietet, und die Tragödie mit dem fröhlichen Ruf »Sassa! der Florian Geyer ist tot!« beschließt. Oder man denke an die unsagbar ekelhafte, schmierig-behäbige Stammtischbande in *Michael Kramer*, die den armen Arnold zu Tode hetzt, »diese Stöcke und Klötze in Mannsgestalt«. Ein Mitglied dieses Stammtisches taucht im *Emanuel Quint* wieder auf und wirft seinen Satz in das Christusgespräch der Tafelrunde: »Ich scheue mich nicht zu sagen, meine Herrschaften«, sagte ein Individuum, das herantreten war und eine schlechte Zigarre wie aus Höflichkeit zwischen zwei Fingern in die Höhe hielt, »ich scheue mich nicht zu sagen, daß ich ein Sünder und in gewisser Beziehung gläubig bin. Jesus ist für mich weit mehr als ein bedeutender Mensch gewesen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland versprochen hat. Das aber muß ich Ihnen versichern, wäre sein Himmel nur Selbstlosigkeit, dann, ja dann wäre Jesus der größte Betrüger gewesen, der je gelebt hätte. Selbstverständlich ist er das nicht.«

Dieser Satz muß hier zitiert werden, weil er vielleicht das Äußerste darstellt, was Hauptmanns verzweifelte Wut über die freche Dummheit eines unerschütterlich behaglichen Philisterpacks zusammengeballt hat. Dies »Indi-



viduum« ist der reine Philister, der wahrhaft Gottlose, dem das Heilige nicht etwas verpflichtend Lebendiges in der eigenen Brust ist sondern als ein blöde geglaubter Fetisch Ermunterung zu jeder schmutzigen Bequemlichkeit. Gewiß, wenn Hauptmann den Blick seiner Liebe auf diese Geschöpfe einstellen wollte, er würde auch in ihnen die letzten Keime einer Seele, letzte Möglichkeiten einer Schicksalstragödie finden; aber es ist das tiefste Recht des Künstlers sich gegen seinen größten Feind, den gemeinen Philister, in Haß zu verhärten, und es wäre doch eine schwächliche Liebe, eine schwächliche oder eine völlig übermenschliche, die nicht in Zorn auf die ganz Lieblosen zu schlagen vermöchte. Hauptmann, der Künstler, braucht diese entmenschten Geschöpfe als Gegenfarbe in seinem Bild.



ERHART Hauptmann verachtet und haßt den Mangel an Seele, an Phantasie, an Liebeskraft, der den Philister vom eigentlichen Menschen trennt. Wo er Größe empfindet, wo er Spitzen wahren Menschentums sieht, da muß also ein Überfluß an Seele, ein besonderer Reichtum an Einfühlungskraft, an Hingabe vorhanden sein. Aber es macht den lyrischen, den weiblichen und den christlichen Charakter seines Werkes aus, daß ihm diese Größe bis zu lebendiger Gestaltung nur da fühlbar wird, wo sie Tragen, Leiden, Hingabe bedeutet, nicht wo sie als Wille, Kraft und Begehren auftritt. Hannele und Ottegebe, die Kinder voll träumerischer Hingabe, voll erlösender Liebeskraft, sie erhalten bei ihm echte, lebensfördernde Worte, ebenso wie Pippa, das hilflos tanzende Seelchen, der kleine, zitternde Funken aus der erloschenen Glashütte. Aber die kleinen Dämoninnen, die Kinder, die die Trägerinnen einer heidnisch-trotzigen Lebenskraft sein, die den Stolz einer selbtherrlichen, selbstschöpferischen Existenz ausdrücken sollen, diese göttlichen Naturwesen, die sind Hauptmann stets bis zur Unleidlichkeit blaß und rhetorisch geraten: von Rautendelein bis zur Gersünd, der Geisel Kaiser Karls. Ihnen findet er keine eigenen, wirklich erlebten Worte, sie sprechen die abgeplatteten Maximen heidnisch-revolutionärer Philosophie unmittelbar aus Hauptmanns Mund heraus. Und auch die trotzig, schöpferischen, empörerischen Männer gelingen Hauptmann durchaus nicht. Der Glockengießer Heinrich, dessen *Versunkene Glocke* unter den Zeitgenossen Hauptmanns größten Erfolg gemacht hat, und an der die Geschichte seines Ruhms künftig schonend vorübergehen wird, redet schwer erträglich Lyrisch-philosophisches aus zweiter Hand. Selbst Michel Hellriegel, der siegreiche Träumer in der *Pippa*, bewegt sich in recht kniffligen Allegorien und spricht zuweilen mehr literarisch Gelerntes als kräftig Erlebtes. Und gegen des Glockengießers prosaischen Vorgänger Johannes Vockerat, den Unhelden der *Einsamen Menschen*, erheben sich ähnliche Bedenken.

Menschliche Größe aber zu geben, gelingt Hauptmann immer, wo es die Größe des Tragens, die Größe der Pflichterfüllung, der Hingabe ist. Florian Geyer, der schon im 2. Akt besiegte, nur im Untergang ergriffene, ist gewiß kein dramatischer *Held*; aber er gewinnt Größe, überragende Hoheit durch die reine Hingabe, mit der er der himmlischen Sache dient. Mit der Größe seiner ganz gestalteten Menschlichkeit ergreift uns *Michael Kramer*, dessen tiefes Gottgefühl sich über Gram und Tod erhebt. Größe geht von seinem greisen Kaiser Karl aus, der tragend in Pflicht und Dienst aus seiner heidnischen Versuchung zurückkehrt und nur eine mehr lebendige Gegen-

spielerin haben müßte, um Hauptmanns größte Bühnengestalt zu sein. Dem Kaiser Karl ist *Griselda* verwandt, die aus der Entwürdigung, in die sie die Liebesraserei ihres Gatten hineingerissen hat, Haltung und Würde neu findet, indem sie den Bauernkittel wieder anzieht und die Stufen wäscht: »Hier meine zwei Füße, das ist mein Stand.« Aber obschon das Opfer, das dem Grafen Ullrich schließlich aufgelegt wird: »Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!« noch an die demütige christliche Einordnung des überschwänglichen Individuums in das größere Ganze erinnern mag: In dieser *Griselda* ist doch mehr weltliches Selbstgefühl, mehr irdische Schaffenslust, mehr Leistung als in irgendeiner Hauptmannschen Gestalt vorher, und hier vor dem Kaiser Karl und vielleicht auch in den künstlerisch mißglückten *Jungfern vom Bischofsberg* könnte man etwas wie den Anfang eines neuen, weltfrohen, heidnisch-zuversichtlichen Hauptmann spüren, von dem in Zukunft ganz andere Dinge zu erwarten sein mögen.



ND dazu steht keineswegs im Widerspruch, daß sich inzwischen der alte Hauptmann in einem seine ganze bisherige Produktion überragenden Werk vollendet hat. Waren seine Helden bisher die Menschen, in denen sich das Fünkchen göttlichen Geistes gegen die erdrückende Macht der Erde wehrt, waren seine Großen die, in denen der Geist der Liebe reiner, lauter, erdüberwindender sprach, so muß sein Größter, seine Idealgestalt, das Abbild seiner tiefsten Sehnsucht der Mensch sein, der nichts mehr als Liebe in sich hegt, der ganz und gar Seele, Geist ist. Das heißt, der vollkommene Gottessohn, der Christus. Und dies reine Urbild, diese *Idee* aller seiner Gestalten hat nun Hauptmann in seinem Roman *Emanuel Quint* dargestellt.

Es scheint für die wahren Liebhaber dieses Dramatikers nicht befremdlich, daß er sein Werk mit einem Roman krönt, denn es ist, wie ich schon am Anfang unserer Betrachtung zeigte, in seinem Wesen etwas, was mit dem Wesen der dramatischen Form streitet. Das Drama steht auf dem Dialog, auf der kämpferisch gegen einander gesetzten Rede zweier stark lebendiger Menschen (die so stark, so schöpferisch lebendig sein müssen, daß Victor Hugo sie Engel oder Riesen nennt). Hauptmanns großer Gegenspieler aber tritt nie auf, denn das ist immer der unbekannte Dämon, mit dem die Seelen seiner Menschen ringen, die dunkle Macht, an der sie zugrunde gehen. Alle seine Dialoge sind eigentlich nicht dramatisch, weil der Held nie mit seinem eigentlichen Gegner spricht. Er führt nur Gespräche, gelegentlich deren der eigentliche Feind, das Milieu, die unbekannte Macht, die irdisch niederziehende Gewalt uns sichtbar, fühlbar wird. So sind seine Menschen eigentlich immer allein, so ist sein Stück monologisch und gibt uns mehr lyrische Erschütterung als dramatische Begeisterung. Trotz der außerordentlichen Kunst aber, die Hauptmann im dialogischen Ausdruck seines Milieus entfaltet hat, mußte ihm so, wenn er sein Letztes und Wichtigstes zu sagen hatte, die dramatische Form doch eine hemmende Schranke sein; die epische Form, die in die Gedankentiefe des Einsamen und die Breite des umgebenden Lebens freier, direkter hineingreifen darf, mußte ihn an sich ziehen. Und so wurde der *Narr in Christo* ein Roman.

Die neue Form hat Hauptmann hier sogleich mit höchster Meisterschaft ergriffen und gehandhabt. Er hat zwischen seinem hohen Helden und seinem

leidenschaftlichen Anteil an ihm die ironische Maske eines Berichterstatters von sach moderner Aufgeklärtheit gestellt und hat es erreicht, daß die vielen Geistesverwandten dieses Berichterstatters unter den Zeitgenossen dessen Stimme für des Dichters eigene nahmen. So bewahrt aber Hauptmann die Ruhe, das Gleichmaß, die scheinbare Unbewegtheit des sicher führenden Erzählers, während er die Geschichte des vergeistigten Menschen gestaltet. Erst ganz am Schluß wirft Hauptmann mit einer Gebärde, in der alle Wut über den rohen Götzendienst dieser Gesellschaft zusammengedrängt ist, die Maske fort und spricht es aus, daß dieser heilige Narr Emanuel Quint wahrhaft Christus gewesen ist, so wahr Christus je gelebt hat und lebt, und so gewiß Gott ein Geist ist. »Aber wie konnte man wissen, obgleich wir *Führe uns nicht in Versuchung* beten, ob es am Ende nicht doch der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesät, die Saat des Reiches, inzwischen gereift wäre?«

Die Menschen haben Emanuel Quint von sich gestoßen, wie sie jeden erschlagen, der sie zur Selbstbesinnung, zur Einkehr in ihre unzerstörbare göttliche Natur ruft. Und dennoch sind diese paar Menschen, die die ewige Lebens- und Liebeskraft so unmittelbar an sich erfahren, sie so rein verkörpern konnten, die wahrhaft Unsterblichen der Weltgeschichte; doch lebt alles, was an Schaffenslust und Besserungswillen, an individueller und sozialer Leistung je geboren wird, von dem Trank, den man aus diesem großen Quell geistiger Erneuerung schöpft. Sie sind die heiligen Erfrischungen, Auffrischungen des Göttlichen im Menschen. In tausend flammenden neuen Worten uns den Adel, die Heiligkeit, die unzerstörbare Weihe der Menschennatur vor die Seele gestellt zu haben: das ist auch Gerhart Hauptmanns erstes und letztes Verdienst. Ein Lichtbringer, ein Lehrer der Liebe ist er, nicht mit dem predigenden Wort sondern mit der hinreißenden Gestalt. Denn was in *Emanuel Quint* seine letzte Ausprägung fand, das war schon im innersten Wesen gestaltet in dem Untersinken des schweren Fuhrmann Henschel so gut wie in dem Erlöschen der kleinen tanzenden Pippa, es klang in dem stammelnden Ausbruch des alten Ansoorge »Mir leiden's nimehr, mag kommen, was will« so gut wie in dem Liebesschrei der kleinen Ottegebe:

»Ich weiß... ich will... ich kann die Sünden tragen.  
Ich hab's gelobt! Du mußt versühnet sein.«

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

**Politik / Max Schippel**

**Marokko** Es hat im Augenblick, kurz vor wichtigen tatsächlichen Entscheidungen, wenig Zweck über das Ergebnis der Marokkoverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich Vermutungen anzustellen. Dagegen lohnt es sich nochmals auf die eigentümliche Mächtigungsgruppierung hinzuweisen, die nimmehr schon seit Jahren die internationale Politik be-

herrscht, und die bei dieser Gelegenheit abermals sich enthüllte. Daß das deutsche Vorgehen, trotz der etwas kräftigen Tonart der Ouverture, nicht von vornherein auf große dramatische Kraftproben, auf Biegen oder Brechen angelegt war, ist selbst von solchen Zeitungen und Parteivertretern ruhig und unumwunden ausgesprochen worden, die sonst mit Alarmrufen weniger kargen als mitunter ratsam ist. In der ersten, von Berlin abgegebenen amtlichen Erklärung heißt es ausdrück-

lich, daß das deutsche Kriegsschiff vor Agadir »nötigenfalls« Schutz gewähren, aber nach der Wiederkehr geordneter Verhältnisse »den Hafen verlassen« solle. Deutsche Truppen sind bisher nirgends in Marokko gelandet. Kein Fußbreit marokkanischen Bodens ist bisher deutscherseits besetzt worden. Das sind einstweilen die Tatsachen, an die man sich zunächst zu halten hat. Alles Weitere ist vorläufig nur begründete oder unbegründete Vermutung und Befürchtung für den kommenden oder auch nicht kommenden Fall, daß eine Neuregelung der marokkanisch-europäischen Interessen zwischen Deutschland und Frankreich ausbleibt. Die Algecirasakte gebrochen — dies betont in klaren unzweideutigen Worten auch der Aufruf des deutschen sozialdemokratischen Parteivorstands, nachdem Genosse Jaurès es so oft und mannhaft seinem eigenen Volk entgegenhielt —, anerkannte fremde Unabhängigkeit verletzt haben dagegen Frankreich sowohl wie Spanien durch ihre Eroberungszüge in das Innere eines, aus triftigen Ursachen international geschützten Landes.

Immerhin, während der ersten Verhandlungszeit bekundete Frankreich gleichfalls eine derart entgegenkommende und auf Verständigung gerichtete Haltung, daß die letzten Gewitterwolken rasch zu verfliegen schienen. Die große Störung und Verlegenheitspause kam jedoch, als plötzlich von englischer Seite Frankreich der Rücken gesteuert und betont wurde, innerhalb welcher Grenzen sich jedes Übereinkommen unbedingt halten müsse, falls Großbritannien nicht zum Eingreifen genötigt sein solle. Diese Einmischung nahm in einer Rede des Ministers Lloyd George sogar die denkbar drohendste Form an, drohend für Deutschland, zu neuem, hartnäckigerem Widerstand aufreizend für Frankreich. Großbritannien, hieß es da unter verständlichem Seitenblick auf die deutsch-französischen Konferenzen, müsse unter allen Umständen seinen Platz und sein Ansehen unter den Großmächten aufrechterhalten. »Wenn uns eine Lage aufgenötigt würde, in der der Friede nur aufrechterhalten werden könnte durch das Aufgeben der großen und vorteilhaften Stellung, die Großbritannien in Jahrhunderten des Heldentums und der Vollendung errungen hat, oder durch Zulassung einer Behandlung, bei der die Lebensinteressen des Landes verletzt würden, als ob es

kein Gewicht im Rat der Völker hätte, dann müßte nachdrücklichst betont werden, daß ein Friede um diesen Preis eine Erniedrigung bedeuten würde, die für ein großes Land wie das unsere unerträglich wäre.« Gemeint kann doch nur ein Frieden zwischen Deutschland und Frankreich sein, ein Frieden, der das Ausspielen Frankreichs gegen Deutschland im englischen Interesse nicht mehr gestattet; und wie England vor einem halben Jahrzehnt im Sturz Delcassés und in den weitgehenden Rouvierschen Ententeversuchen eine Schädigung seiner weltpolitischen Hegemonie sah, so scheint es jetzt von neuem bereit lieber die brutale Übermacht seiner Seegewalt hervorzukehren als die bequeme Grundlage seiner, überall Deutschland nach Möglichkeit ausschließenden und einkreisenden Rivalitätspolitik preiszugeben. Die späteren freundlicheren Worte des Premierministers Asquith und selbst die noch spätere und noch schmeichelhaftere Anerkennung seitens des Kriegsministers Haldane bieten für diese fortgesetzten Feindseligkeiten keinen Ersatz; denn sie haben an den tatsächlichen Wirkungen des Lloydschen Ultimatus, auf die es in der Politik ganz allein ankommt, nicht das geringste mehr rückgängig machen können.

Diese abermalige Erfahrung ist um so niederdrückender als sie eine neue Verstärkung jener Richtung bedeutet, die deutsche weltpolitische Interessen auf die Dauer nur dadurch wahren und fördern zu können glaubt, daß man den Abstand zwischen englischer und deutscher Seemacht verkürzt, koste es, was es wolle. Die Hoffnungen, die man in Deutschland und im Ausland an den Ablauf des jetzigen Flottengesetzes knüpfte, wird man jetzt wesentlich herabstimmen müssen: es sei denn, daß doch in letzter Stunde, gegen den Willen Englands, Deutschland und Frankreich sich, unter Ausscheidung der im großen und ganzen für sie recht unwichtigen bisherigen Ehrenhändel und Streitfragen, zu großen gemeinsamen Friedensaufgaben zusammenzufinden wissen, wie man sie schon oft von beiden Regierungen in Gang zu bringen suchte.

× England: Reformen ×  
Die alte bewundernswerte Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse zeigte dagegen England von neuem auf man-

chen Gebieten seiner innern Politik. Das Budget Lloyd Georges brachte kühne Neuerungen, der Sozialversicherungsplan, der sich an den Namen des gleichen Politikers knüpft, ist zwar nicht so glänzend wie ihn manche Kritiker der deutschen Arbeiterzwangsversicherung hinstellen, aber einen mächtigen Ruck nach vorwärts stellt er, in Zusammenhang mit der Altersversorgung, die vorausging, dennoch zweifellos dar.

Auch aus der Einschränkung der Befugnisse des Oberhauses ist nunmehr, nach jahrelangem Kampf und nach mehrmaligen Wahlen, Ernst geworden. Nur über die äußere Form, in der sich die Rechtsbeschränkung vollziehen sollte, hatten die Lords zuletzt noch freie Hand. Lehnten sie in einem letzten Kraftaufgebot die Regierungsvorlage ab, dann kam, wie sie mit aller Bestimmtheit verständigt worden waren, der große Pairschub, der auf abzählbare Zeit ein für allemal eine konservative Oberhausopposition gegen eine liberale Unterhausmehrheit abschneidet. Die Lords hätten damit ihre Gegenwart nicht mehr gerettet, ihre mögliche Zukunft aber preisgegeben. So zogen sie es denn vor in den sauren Apfel zu beißen, obwohl unter den Konservativen des Unterhauses wie im Oberhaus die Erbitterung einen kaum je gekannten Grad erreichte. Die Bill gelangte in der Nacht des 10. August mit 131 gegen 114 Stimmen zur Annahme.

Die Rechtsgrundlage zwischen den beiden verfassungsmäßigen Häusern ist nunmehr die folgende: Für reine Finanzvorlagen fällt überhaupt jedes Vetorecht der Lords hinweg. Sollten sich Zweifel über den Charakter eines Gesetzentwurfs erheben, so ist die Entscheidung darüber dem alleinigen Gutachten des Sprechers entzogen, sie fällt einer zgliedrigen Kommission zu, in der auch die jeweilige Opposition vertreten sein wird. Andere Gesetzentwürfe können von den Lords nur unter Einschränkungen verworfen werden. Sie gehen nach ihrer Ablehnung noch einmal an das Unterhaus und dann abermals an die Pairskammer zurück; nach der zweiten Verwerfung durch die Lords und dritten Annahme durch die Gemeinen ist das Vetorecht der Lords automatisch ungültig geworden; die Bill wird mit dem bloßen neuen Unterhausbeschluss Gesetz. Das ist alles in allem ein gewaltiger Schritt zum Einkammersystem, zur

Alleinherrschaft der allgemein gewählten, zur Verdrängung der ernannten oder durch Amts-, Geburts- und Besitzzufall bestimmten Vertreter.

Eine große Konzession an die modernen demokratischen Strömungen ist ferner die Einführung von Diäten (400 Pfund = 8000 Mark jährlich). Die alte englische Anschauung sah im Parlamentsmandat ein reines Ehrenamt, das naturgemäß dem Besitz, bestenfalls den idealer veranlagten, nicht vollständig im Erwerbsleben aufgehenden Angehörigen der bessersituierten Klassen zufiel. Das stärkere Vordringen der jüngeren Bevölkerungsschichten, vor allem der Arbeitervertreter, erzeugte für zahlreiche Abgeordnete große persönliche Schwierigkeiten und Opfer; dazu kamen Gerichtsurteile, die für die mitbetroffenen Wähler den einen Ausweg: Zahlung von Diäten aus Gewerkschaftsfonds, erschwerten. Eine Änderung des Berufsvereinsrechts hätte auch ihre Nachteile gehabt. So drang am 11. August die Diätenvorlage mit 256 gegen 158 Stimmen durch. Da auch die portugiesische Nationalversammlung dieser Tage einem Diätenantrag zugestimmt hat, so gibt es jetzt nur noch 2 Länder, Italien und Spanien, in denen die Abgeordneten keine Tagegelde beziehen.

× **Belgien:** Durch die Bundesgenossenschaft der Liberalen und Sozialisten, mit Hymans und Vanderveke an der Spitze, hat der Kampf gegen das Pluralwahlrecht und gegen die Klerikalisierung der Volksschule eine imponierende Wucht erhalten. Am 15. August demonstrierten fast 300 000 Anhänger der beiden verbündeten Parteien in bewundernswürdiger Selbstzucht in den Straßen Brüssels eine Kundgebung, wie sie Belgien noch niemals gesehen hat, obwohl dort seit 1893 große politische Demonstrationen an der Tagesordnung sind. Imposant gestaltete sich die Eidesleistung. Alle Demonstranten legten durch Erheben der rechten Hand folgenden Schwur ab: »Die Arbeiter und Demokraten Belgiens, die am 15. August in Brüssel in feierlicher Kundgebung vereint sind, schwören ohne Ruhe und ohne Einhalt zu kämpfen, bis das Schulgesetz Schollaerts zurückgezogen wird, sowie bis das allgemeine gleiche Wahlrecht durchgeführt und der Schulzwang eingeführt ist.« Dabei steht, wie die Leser wissen, das geltende bel-

gische Kammerwahlrecht trotz seiner Pluralstimmen noch immer hoch über dem preußischen mit seiner Dreiklassenteilung. Auch die Liberalen sind für Wegfall aller Pluralstimmen. Dagegen fordern die Sozialisten die Wahlberechtigung vom 21. Lebensjahr ab, während die Liberalen an der Altersgrenze von 25 Jahren festhalten; ferner sind die Sozialisten für eine ½jährige, die Liberalen für eine ganzjährige Aufenthaltsfrist.

× **Kurze Chronik** England hat der Türkei Vorschläge für den Bau der abschließenden Golfstrecke der Bagdadbahn unterbreitet. Das Unternehmen soll auf internationaler Grundlage ruhen, angeblich nicht einmal auf überwiegender Beteiligung Englands. Ferner sind Bürgschaften gegen eine differentiell ungünstige Behandlung (durch Tarifklassifikation oder sonstwie) der britischen Waren vorgesehen. Über den vorgeschlagenen Endpunkt der Linie ist bisher nichts bekannt gegeben. × Gegen den englisch-amerikanischen Schiedsvertrag hat sich im Washingtoner Senat ein ganz unerwarteter Widerstand erhoben. × Das kanadische Parlament ist aufgelöst worden, zum Teil im Zusammenhang mit dem Taftschen Reziprozitätsvertrag; die Neuwahlen sind auf den 21. September anberaumt.

### Sozialpolitik / Johannes Heiden

**Privatange-** Dem Reichstag ist der Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte zugegangen. Versichert sollen werden: Angestellte in leitender Stellung, Betriebsbeamte, Werkmeister und andere Angestellte in einer ähnlich gehobenen oder höhern Stellung, Handlungsgehilfen und -lehrlinge, Apothekergehilfen und -lehrlinge, Bühnen- und Orchestermglieder, Lehrer und Erzieher, aus der Schiffsbesatzung der See- und Binnenschiffahrt Kapitäne, Offiziere des Deck- und Maschinendienstes, Verwalter und Verwaltungsassistenten. Gehalt über 5000 Mark und Alter von mehr als 60 Jahren schließt den Eintritt in die Versicherung aus. Der Bundesrat kann die Versicherungspflicht auf Selbständige erstrecken. Die Versicherten werden in 9 Gehaltsklassen eingeteilt; Beiträge und

Versicherungsleistungen stehen im Verhältnis zum Gehalt. Die Beiträge steigen von 5½ bis 8%, da sie innerhalb der Gehaltsstufe gleich sind, belasten sie die unterste Grenze jeder Gehaltsstufe mehr als die höchste. Sie werden je zur Hälfte vom Versicherten und Arbeitgeber getragen. Die Versicherungsleistungen bestehen in Ruhegeld, Hinterbliebenenversorgung und Gewährung von Heilverfahren. Ruhegehalt wird bei Vollendung des 65. Lebensjahrs oder bei Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit für den Beruf auf 50% gewährt. Witwenrente soll jede Witwe (nicht nur die invalide) eines Versicherten erhalten; Waisenrente soll bis zum 18. Jahr gezahlt werden. Die Gewährung des Heilverfahrens ist freiwillig, ein Zwang für die Versicherungsanstalt besteht nicht. Zur Erlangung von Ruhegeld ist Wartezeit von 120 Beitragsmonaten für männliche und von 60 Beitragsmonaten für weibliche Versicherte vorgesehen. Für die Hinterbliebenenunterstützung beträgt die Wartezeit 120 Beitragsmonate. Um die Anwartschaft aufrechtzuerhalten, sind innerhalb der Wartezeit jährlich mindestens 8 und später mindestens 4 Monatsbeiträge zu entrichten. Das jährliche Ruhegeld beträgt ¼ der in der Wartezeit entrichteten Beiträge und ⅓ der übrigen Beiträge. Die Witwenrente soll auf ⅔ des Ruhegelds, die Waisenrente auf ⅓ der Witwenrente bemessen werden; zusammen dürfen sie nicht mehr als das Ruhegeld ausmachen. Ruhegeld und Witwenrente ruhen, wenn sie zusammen mit Leistungen der Arbeiterversicherung oder mit Gehalt und Lohn oder Einkommen aus gewinnbringender Beschäftigung höher sind als der durchschnittliche Jahresverdienst des Versicherten in den letzten 5 Jahren vor dem Eintritt des Versicherungsfalls. Träger der Versicherung ist die Reichsversicherungsanstalt mit dem Sitz in Berlin. Ihre Organe sind das Direktorium, der Verwaltungsrat, die Rentenausschüsse und die Vertrauensmänner. Das Direktorium besteht nur aus Beamten, im Verwaltungsrat sitzen neben Beamten Vertreter der Versicherten und der Arbeitgeber. Die Rentenausschüsse werden von der Reichsversicherungsanstalt mit Genehmigung des Bundesrats errichtet. Den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter ernannt der Reichskanzler. Außerdem gehören den Rentenausschüssen Beisitzer aus den Reihen

der Versicherten und Arbeitgeber in gleicher Zahl an, die von den Vertrauensmännern gewählt werden. Die Vertrauensmänner gehen aus allgemeinen Wahlen der Versicherten und Arbeitgebern hervor. Sie haben außer den Beisitzern der Rentenausschüsse auch die Beisitzer für die Schiedsgerichte, für das Oberschiedsgericht und für den Verwaltungsrat zu wählen. Für alle Wahlen gilt die Verhältniswahl. Schiedsgerichte und das Oberschiedsgericht sind rechtspredhende Instanzen höherer Ordnung, erste Instanz sind die Rentenausschüsse. Weitere Vorschriften regeln das Verfahren, die Beitragseinziehung, die Auszahlung der Leistungen und anderes, wobei die Invalidenversicherung vielfach als Muster gedient hat.

Es ist nicht möglich im Rahmen dieser Rundschau eine eingehende Besprechung des Gesetzentwurfs zu geben; das muß einem besondern Aufsatz vorbehalten bleiben. Bei dem sich aufdrängenden Vergleich mit der Invalidenversicherung fällt die Erleichterung der Bedingungen für Erreichung des Ruhegelds (Altersgrenze 65 Jahre statt 70, Berufsinvalidität zu 66⅓ %) vorteilhaft auf. Die Wartezeit ist dagegen länger, und der Reichszuschuß zu den Renten fehlt. Auf die Verwaltung der Versicherungsanstalt ist den Versicherten fast gar kein Einfluß eingeräumt worden. Die Errichtung besonderer Spruchinstanzen erscheint vollkommen überflüssig. Die Oberversicherungsämter und das Reichsversicherungsamt könnten auch der Versicherung der Privatangestellten dienen, wie überhaupt grundsätzlich die Vereinigung der neuen Versicherung mit der allgemeinen Arbeiterversicherung oder, wie sie in Zukunft heißen wird, Reichsversicherung zu verlangen ist. Unter den Interessenten hat der Entwurf viele Gegner gefunden. Eine Versammlung aus den Kreisen der Angestellten, der Unternehmer, der Versicherungsgesellschaften usw. hat beschlossen eine Arbeitszentrale zu schaffen, die bis zum Wiederzusammentritt des Reichstags Anfang Oktober Grundzüge für andere Systeme der Angestelltenversicherung ausarbeiten soll und zwar einmal nach der Seite des Ausbaus der Invalidenversicherung und dann nach der Seite der Übertragung der Versicherung der Angestellten auf die privaten Lebensversicherungsgesellschaften.

×

×

**Arbeitgeberverbände**

Das Reichsarbeitsblatt brachte im Juniheft eine Überschrift über die Arbeitgeberverbände zu Beginn des Jahres 1911. Es haben dem Amt 93 Reichsverbände, 474 Landes- oder Bezirksverbände und 2361 Ortsverbände, insgesamt also 2928 Verbände berichtet. Von diesen haben nur 1929 Angaben über ihre Mitglieder und nur 1351 Angaben über die von ihren Mitgliedern beschäftigten Arbeiter gemacht. Die 1929 Verbände zählten 127 424 Mitglieder, und die Mitglieder der 1351 Verbände beschäftigten 4 027 440 Arbeiter. Gegen das Vorjahr ist die Zahl der Reichsverbände um 9 gestiegen, die der Ortsverbände um 306 und die der Landes- und Bezirksverbände ist gleich geblieben. Die Mitglieder und die Arbeiter, über die berichtet worden ist, sind um 12 329 und 172 760 gewachsen. Die Steigerung hat ihre Ursache nicht ausschließlich in der Neugründung von Arbeitgebervereinen sondern zum Teil auch in der umfassenden Berichterstattung. Fast alle Berufsgruppen zeigen Zunahmen der Mitglieder und der Arbeiter. Besonders in der Landwirtschaft, in der Industrie der Nahrungs- und Genussmittel und im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe werden erhebliche Zunahmen der Arbeiter verzeichnet; sie sind aber fast alle auf Hinzutritt neuer Verbände zur Berichterstattung zurückzuführen. Eine erhebliche Abnahme der Arbeiter zeigt das Baugewerbe, was als Folge des Austritts des Verbandes der Baugeschäfte von Berlin aus dem Deutschen Arbeitgeberbund für das Baugewerbe erklärt wird. Die Statistik der Arbeitgeberverbände ist zwar noch recht unvollkommen, aber sie bestätigt, daß die Organisation der Arbeitgeber große Fortschritte macht. Über Streikentschädigung, Streikversicherung und Arbeitsnachweise der Arbeitgeber will das statistische Amt in einem spätern Aufsatz berichten.

×

**Arbeiterssekretariate**

Nach dem Bericht der Generalkommission der Gewerkschaften bestanden im Jahr 1910 112 Arbeiterssekretariate. Sie erteilten 610 897 Auskünfte. Zur wirksameren Vertretung der Rechte ihrer Klienten fertigten die Sekretäre 141 083 Schriftsätze an. Eine große Anzahl von Sekretariaten vertritt auch ihre Klienten vor den Amts- und Gewerbegerichten und vor den Spruchinstanzen

der Arbeiterversicherung; insgesamt wurden 6759 Termine wahrgenommen. Neben den Sekretariaten bestanden 203 Auskunftsstellen, die von den freien Gewerkschaften errichtet und unterhalten werden. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften berichten von 58 Rechtsschutzstellen. 47 dieser Einrichtungen verzeichnen 41 026 Auskünfte, 9166 Schriftsätze und 1190 Termine. Im Anschluß an den Gewerkschaftskongreß tagte am 3. und 4. Juli eine Konferenz der Arbeitersekretäre, die sich hauptsächlich mit Fragen der innern Organisation der Arbeitersekretariate, der Ausbildung und der Haftpflicht ihrer Angestellten befaßte. Der Wunsch nach Weiterführung und Ausbau der Fortbildungskurse für Sekretäre wurde lebhaft vertreten.

× Kurze Chronik ×  
 In den neuen Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Schweden ist wieder eine Klausel aufgenommen worden, wonach sich die beiden Staaten verpflichten »in freundschaftlichem Einvernehmen die Behandlung der schwedischen Arbeiter in Deutschland und der deutschen Arbeiter in Schweden hinsichtlich der Arbeiterversicherung zu dem Zweck zu prüfen, um durch geeignete Vereinbarungen den Arbeitern des einen Landes im andern Land eine Behandlung zu sichern, die ihnen möglichst gleichwertige Vorteile bietet«. Ähnliche Bestimmungen enthalten auch die Handelsverträge des Deutschen Reichs mit Österreich und Italien. Die »geeigneten Vereinbarungen« sind aber in den 6 bis 7 Jahren, die seit Abschluß dieser Verträge verstrichen sind, bisher nicht getroffen worden. Die Entwicklung der Zwangsversicherung wird hoffentlich bald zur Regelung der Fürsorge für staatsfremde Arbeiter im Sinn völliger Gleichstellung mit den einheimischen Arbeitern führen. × Die Regelung des Gesinderechts durch die Gesetzgebung des Reichs lehnt die Regierung noch immer ab. Bei Beratung mehrerer Petitionen erklärte der Regierungsvertreter, daß die verbündeten Regierungen noch heute auf dem Standpunkt stehen, den sie vor 15 Jahren bei Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs eingenommen haben. Danach sind die »Verhältnisse und Anschauungen« in den verschiedenen Teilen Deutschlands zu verschieden, um eine zweckentsprechende Regelung durch die Gesetzgebung des

Reichs zu gestatten. Dieser Einwand war vor 15 Jahren unbegründet und ist es heute erst recht. So gut wie durch das Reich die Versicherung der Dienstboten geordnet werden kann, so gut ist auch die Ordnung der privatrechtlichen Verhältnisse zwischen Dienstboten und Dienstgeber möglich. × Mit dem Strafvollzug an Jugendlichen beschäftigte sich die 16. Jahresversammlung des Vereins deutscher Strafanstaltsbeamten in Mannheim vom 6. bis zum 9. Juni. Der Verein empfiehlt gesetzliche Regelung dahin, daß statt und neben Freiheitsstrafen auf Überweisung zur staatlich überwachten Erziehung erkannt werden kann. Verspricht diese keinen Erfolg, soll lediglich Freiheitsstrafe und zwar nicht unter einem Monat ausgesprochen werden. Für den Strafvollzug werden besondere Anstalten für Jugendliche und Absonderung der nicht vorbestraften Jugendlichen von den schon Vorbestraften verlangt. Strafaussetzung soll nur bei Verurteilung bis zu 6 Monaten eintreten. Während der Bewährungsfrist soll der Verurteilte einer Schutzaufsicht unterstellt werden. × In Spanien ist ein Bergarbeiterschutzgesetz erlassen. Die Arbeitszeit unter Tag wird auf höchstens 9 Stunden, die über Tag auf 9½ Stunden festgesetzt. An Stellen, die gewöhnlich eine Temperatur von 32° Celsius oder mehr haben, darf nur 6 Stunden gearbeitet werden. Frauen und Jugendliche unter 16 Jahren dürfen nicht beschäftigt werden. × Nach langen Kämpfen der Regierung gegen die Großindustriellen hat Japan ein Arbeiterschutzgesetz erlassen. Es regelt die Arbeitszeit von Jugendlichen (12 bis 15 Jahre) und von Frauen. Alle Bestimmungen des Gesetzes können durch Verfügung des zuständigen Ministers suspendiert werden, wenn sich hierzu ein Bedürfnis herausstellt. Die Bedeutung des Gesetzes liegt nicht in seinem Inhalt sondern in der Tatsache, daß überhaupt der Versuch gemacht wird der Ausbeutung Schranken zu ziehen. × In der Schweiz ist am 13. Juni das Gesetz über Kranken- und Unfallversicherung angenommen worden. × Eine neue Professur für soziale Hygiene ist an der Straßburger Universität errichtet worden. Professor Levy, bisher in Heidelberg, ist auf den neuen Lehrstuhl berufen worden. × Mit der Neuorganisation der Versicherungsträger und des Verfahrens nach den Vorschriften



der Reichsversicherungsordnung befaßten sich der 25. ordentliche Berufsgenossenschaftstag in Lindau am 27. Mai und der 18. Kongreß der Ortskrankenkassen in Dresden vom 10. bis zum 12. Juli. Auf der Tagung der Berufsgenossenschaften erklärte Justizrat Neißer-Breslau, daß das neue Recht dem bestehenden gegenüber keinen Fortschritt bedeute, daß vielmehr einzelnen Verbesserungen eine Fülle technisch mangelhafter Vorschriften gegenüberstände, durch die lediglich eine Vermehrung des Schreibwerks und der Kosten entstände, wodurch Verschleppungen herbeigeführt werden würden. Bei den Beratungen der Vertreter von Ortskrankenkassen wurde besonders die Notwendigkeit des einmütigen Zusammenwirkens von Arbeitgebern und Arbeitern betont.

### Staatssozialismus / Wilhelm Schröder

**Bodenreformer** Während der Pfingsttage wurde in Dresden die 21. Hauptversammlung des Bundes deutscher Bodenreformer abgehalten. Eine ziemlich bunt gemischte Gesellschaft ist es, die für sich eine Mitgliedschaft von 800 000 herausrechnet, indem sie die Angehörigen aller Organisationen, die sich ihr angeschlossen haben, für voll mitzählt. Unter der Leitung des rührigen Herrn Damaschke sitzen im Bundesvorstand antisemitische neben fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten, christliche Arbeitersekretäre neben Kommerzienräten, Offiziere a. D. neben Bürgermeistern und Professoren. Es leuchtet ein, daß man an den Grundfesten der Gesellschaft nur sehr mit Maßen rütteln darf und von seinen ursprünglichen Forderungen gar manches nachlassen muß, wenn man die Vertreter so mannigfacher Interessen, wie sie im Bund deutscher Bodenreformer beisammen sind, nicht in alle Winde auseinanderlaufen lassen will. Henry George wollte die Grundrente zugunsten der Gesamtheit konfisziert wissen; was Damaschke will, definiert der Nationalökonom Professor Diehl wohl richtig dahin, daß die Grundrente gar nicht vermittelt und besteuert werden soll, sondern daß ein gewisser Teil des Grundwerts als reiner Grundwert auszuscheiden ist. Pro tanto dieses Wertes soll dauernd eine Schuldlast auf dem Gut stehen, die immer mit dem bestimmten Betrag verzinst werden muß. Der Ertrag aber des gesamten Bodens soll dauernd

dem Besitzer zugute kommen; somit würde er auch dauernd im Genuß der Grundrente bleiben, und nur ein bestimmter, dauernd fixierter Betrag würde der Gemeinschaft zufließen. Damit ist aber der wichtigste Grundgedanke Georges, daß der Ertragsanteil, der Rente ist, fortdauernd besteuert wird, aufgegeben. Diesen ganzen von Herrn Damaschke herrührenden Plan nennt Diehl einen in sich verfehlten.

Auf der Tagung in Dresden war des Begrüßens durch offizielle Persönlichkeiten kein Ende. Die Tatsache, daß die Bodenreformer bei Staats- und Kommunalbehörden recht wohl gelitten sind, liegt nicht nur an ihrer relativen Harnlosigkeit und daran, daß ihre Agitation dem Steuerfiskus zustatten kommt. Vielmehr spricht im Angesicht der roten Gefahr oben sehr für sie, daß die einzige politische Partei, gegen die sich die Angriffe der Bodenreformer richten, die sozialdemokratische ist. Indes, schon bei der Erwähnung der neuen Auflage der *Bodenreform* des Herrn Damaschke (in dieser Rundschau, 1911, 1. Band, pag. 471 ff.) glaubte ich der bescheidenen Meinung Ausdruck geben zu müssen, daß die Propaganda für die weiteren wie auch für die verengten Ziele dieser Gesellschaft schließlich auch ein Stück unfreiwilliger Arbeit für den Sozialismus ist.

Tagung und Tagesordnung der 21. Hauptversammlung waren nicht auf innere Auseinandersetzungen angelegt sondern dienten der Propaganda nach außen. Der Kölner Kinderarzt Professor Dr. Siegert sprach über Säuglingsfürsorge und Wohnungsfrage, Professor Dr. Paul Oertmann-Erlangen über die Reform des Enteignungsrechts, die Bürgermeister Dr. Frenay-Bensheim und Metzmacher-Langensfeld im Rheinland über die Bedeutung der Bodenreform für kleinere und mittlere Gemeinden, und weiter hielt Stadtrat Sembritzki-Königsberg über die Steuer nach dem gemeinen Wert und ihre Ausgestaltung einen Vortrag.

Wie schon erwähnt, ist die Zahl der Mitglieder in den Korporationen, die dem Bund angeschlossen sind, auf 800 000 angegeben. Daß diese Ziffer nicht allzuviel zu bedeuten hat, zeigte der vom Herrn Damaschke erstattete Geschäftsbericht, der Einnahmen und Ausgaben mit 54 766,02 Mark balanzieren läßt. Der Bericht pries die Ver-

dienste, die der Bund sich um das Zustandekommen der Zuwachssteuer im Reichstag erworben hat; er kündigte weiter eine Agitation für Einführung dieser Steuer in den Kolonien an. Recht brauchbar ist für die sozialdemokratische Agitation die folgende Stelle im Geschäftsbericht: »Es ist auf die Dauer einfach undenkbar, daß über die Kohlen-schätze der deutschen Erde, über das unentbehrliche Brot der deutschen Industrie, über das Heizmittel, das jede Familie braucht, eine Handvoll unverantwortlicher Privatleute [das Kohlsyndikat]entscheiden könnte.«

×  
**Kurze Chronik** Der Entwurf eines preußischen Wassergesetzes ist von einer staatlichen Kommission zu Anfang Juli fertiggestellt worden. Er regelt nicht nur die Verhältnisse an den Wasserstraßen sondern erstreckt sich auch auf unterirdische Gewässer, Quellenschutz und Deichrecht. Ein besonderer Teil des Entwurfs handelt von der Einführung der Wasserbücher und der Neueinrichtung der Wasserbehörden. × In Verbindung mit dem Wassergesetz steht das Fischereigesetz, das unter anderem das Privatrecht der Fischerei regelt. × Die Vorlage der italienischen Regierung über die Verstaatlichung der Lebensversicherung ist in der 1. Hälfte des Monats Juli von der Abgeordnetenkammer beraten worden. In dieser Rundschau (in diesem Band, pag. 920 ff.) ist über den Gesetzentwurf schon berichtet worden. Leider scheint es, als ob der Einfluß des Privatekapitals noch zu stark ist, um die Vorlage in ihrer ursprünglichen Fassung zustande kommen zu lassen; wenigstens weckten die kurzen Berichte über die Parlamentsberatungen keine allzu starken Hoffnungen. Die Verhandlungen wurden nach mehrtägiger Debatte abgebrochen.

×  
**Literatur** Im Verlag von Carl Georgi in Bonn hat Dr. Hans Wehberg in Düsseldorf ein Büchlein mit dem Titel *A. Theodor Stamm und die Anfänge der deutschen Bodenreformbewegung* herausgegeben. Der Mann, dessen Wirken hier in Kürze geschildert wird, ist auch in der deutschen Sozialdemokratie nicht ganz unbekannt. Sein 1871 zuerst veröffentlichtes Werk *Die Erlösung der darbenenden Menschheit* forderte die Verstaatlichung des Grund und Bodens durch Volksabstim-

mung. In der Zeit des Sozialistengesetzes, als die öffentliche Verbreitung der eigentlichen Parteiliteratur verpönt war, fand man dies Buch nicht selten in Arbeiterbibliotheken. Auf dem Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der im Juli 1874 in Koburg tagte, war Stamm, was der Verfasser nicht erwähnt hat, als Berliner Delegierter anwesend. Hier vertrat er eine Reihe bodenreformersicher Thesen, die von Liebknecht bekämpft wurden. Als dann das Sozialistengesetz kam, war Stamm, wie der Verfasser berichtet, infolge des Zusammengehens mit einigen Führern der Sozialdemokratie der Polizei verdächtig geworden und entging der drohenden Ausweisung nur durch seine Übersiedelung nach Zürich. Zwei seiner Schriften, das *Sozialistische Wahlprogramm* und seine *Blicke auf das Volkseind und die Volkssterblichkeit der deutschen Reichshauptstadt*, wurden auf Grund des Ausnahmegesetzes verboten. Interessant sind für jeden, der der Bodenreformbewegung Beobachtung schenkt, die Mitteilungen über die ersten Organisationsversuche dieser Richtung. Ein von Stamm gegründeter *Verein für Humanismus*, der für Schiedsgerichte, Entkirehlichung der Schule und Bodenreform eintrat, löste sich nach Erlaß des Sozialistengesetzes auf; aber am 4. Juli 1886 wurde die *Landliga* gegründet, die zwar auch nur eine geringe Mitgliederzahl aufwies, aber in der Öffentlichkeit viel genannt wurde. Der *Landliga* folgte dann der *Allwohlsbund*. Beiden Vereinen gehörten Männer an, die später in der Sozialdemokratie Bedeutung erlangten. Mitglieder des *Allwohlsbunds* gründeten dann den *Bund für Bodenbesitzreform*. Die Aufgabe die Anfänge der Bodenreformbewegung aufzuzeigen hat der Verfasser in seiner Arbeit vorzüglich gelöst.

### Frauenbewegung / Wally Zepler

**Internationaler Frauentag** Vom 12. bis zum 17. Juni tagte in Stockholm der 6. Kongreß des *Weltbundes für Frauentimmrecht*. Seine Bedeutung beruht nach allen Berichterstattern vorwiegend in der Größe der Teilnehmer-schaft und dem Glanz der Veranstaltungen, die ja in der Tat die Geltung der Bewegung in der Öffentlichkeit widerspiegeln. Einen besondern Reiz bildete eine große öffentliche Abendversammlung, in der der Bürgermeister von Stockholm, Genosse Lindhagen, ebenfalls für

das Frauenwahlrecht demonstrierte. Sachlich ist hauptsächlich eine einstimmig angenommene Resolution hervorzuheben, die den alten Streit *Festlegung des Bundes auf ein bestimmtes Stimmrecht oder nicht?* in ganz geschickter Weise zur Befriedigung beider Teile erledigt. Allerdings schiebt diese Resolution die Streitfrage nur wieder den nationalen Organisationen zu. Sie sagt: »In Anbetracht dieser falschen Auslegung erklärt diese Konferenz, daß der *Weltbund für Frauenstimmrecht* bei keiner Gelegenheit Stellung für oder gegen das allgemeine Wahlrecht genommen hat, und es auch jetzt nicht tun wird, da seine Verfassung es klar ausspricht, daß den angeschlossenen Organisationen in den einzelnen Ländern die Entscheidung völlig überlassen bleiben muß, welche Form des Wahlrechts sie zur gegebenen Zeit fordern wollen. Der *Weltbund für Frauenstimmrecht* äußert keine Meinung, welche Art von Wahlrecht die Frauen fordern sollen. Sein einziger Zweck ist den Grundsatz zu verfechten, daß das Geschlecht kein Grund sein darf den Frauen das Wahlrecht vorzuenthalten.

Die Rede der Vorsitzenden des Bundes, Frau Chapman-Catt, gibt ein paar interessante Daten über das rasche Wachstum der Bewegung: Auf der 1. internationalen Konferenz in Washington vor 9 Jahren bestanden Stimmrechtsorganisationen erst in 5 Ländern; heute sind 24 Nationen dem Bund angegliedert. Die Zahl der Mitglieder ist in 7 Jahren um das 7fache, in den letzten 2 Jahren um das Doppelte gestiegen. Also wirklich große Erfolge, die im Verein mit den tatsächlichen politischen Errungenschaften das Ziel in absehbarer Zeit erreichbar erscheinen lassen. Als weiteres günstiges Symptom für das Frauenstimmrecht sei auch die auf dem Kongreß mitgeteilte Gründung einer *Internationalen Männerliga für Frauenstimmrecht* erwähnt.

Als der Höhepunkt sämtlicher Veranstaltungen wird die Rede Selma Lagerlöfs im Stockholmer Opernhaus bezeichnet, die inzwischen in deutscher Übersetzung im Druck erschienen ist (*Heim und Staat* / Stockholm, Bonnier/). Die hinreißende Wirkung des Vortrags auf alle Hörer lag wohl vor allem in der bedeutenden Persönlichkeit und dem eigenen Ergriffensein der Dichterin, die sonst nur abseits vom öffentlichen Leben ihr Künstlerdasein lebt. Sie fordert das Wahlrecht für die Frauen auf Grund ihrer Jahrtausende alten Kulturarbeit, in

der sie der Menschheit das Heim schenken, während der Mann den Staat gebildet hat. Das Heim, an dem auch der Mann mitarbeitet, sei zuweilen vollkommen gut und glücklich. Der Staat, bei dessen Aufbau die Frau bisher von aller Beteiligung ausgeschlossen blieb, sei trotz aller aufopfernden Arbeit unendlicher Menschengeschlechter noch nach allen Seiten schlecht und unvollkommen, weit entfernt von unseren eigenen Idealen. Das mußte er auch eben deshalb bleiben, weil ihm der Mann allein ohne des Weibes Hilfe organisieren wollte. »Und seht jetzt: Gerade in diesem Augenblick, in der Zeit, wo die Staaten wackeln, so bewundernswert sie auch aufgeführt sind, wo der soziale Umsturz vor der Tür zu stehen scheint, da ist es, wo die große Invasion der Frauen in das männliche Arbeitsfeld in das Gebiet des Staates ihren Anfang nimmt. Sei gewiß, daß in gleicher Weise wie der Arzt sich nicht mehr behelfen kann ohne Krankenschwester, der Pfarrer und Armenhausvorsteher sich der Diakonissinnen bedienen wird, der Fabrikbesitzer der weiblichen Inspektionen, sei sicher, daß wir bald überall sein werden, in Wüsten und in Städten mit vielen, jetzt unbekanntem Titeln und Berufen, aber alle arbeitend für das gemeinsame Ziel!« Das sagt in dichterischer Form im Grunde, was sich überhaupt für die Arbeit der Frauen in der Öffentlichkeit sagen läßt: Die Gesamtheit bedarf zur Vervollkommnung des weiblichen Elements so gut wie des männlichen.

✕ **Italien** ✕ Auf dem letzten Kongreß der italienischen Gewerkschaften, der im Juni in Padua tagte, hielt die Genossin Maria Goia ein Referat über die proletarische Frauenorganisation und das Frauenwahlrecht, nach dem einstimmig eine Resolution angenommen wurde, die energische Anstrengungen für die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen und Kampf der Partei zur Erlangung des Frauenwahlrechts fordert. Über die Zahl der bereits gegenwärtig organisierten Arbeiterinnen wie über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Frauen enthielt der Bericht des Gewerkschaftssekretärs keinerlei Angaben; doch ist es bekannt, daß ausschließlich unter den Land- und Textilarbeiterinnen weibliche Organisierte zu finden sind, bei der allgemein geringen Ausdehnung der Gewerkschaftsorganisation in Italien und dem Tiefstand der Frauenbildung im Proletariat gewiß keine

überraschende Erscheinung. Im Gegenteil dürften die Anfänge eines Zusammenschlusses in den genannten Arbeiterkategorien nur der besonders energischen Agitationstätigkeit einiger Sozialdemokratinnen, hauptsächlich der Genossinnen Kulischoff und Altobelli, zu danken sein. Bei dieser besondern Schwierigkeit wirtschaftlicher und geistiger Aufklärung unter den italienischen Proletarierinnen ist es nur mit Freude zu begrüßen, wenn eine kleine Oberschicht gebildeter, sozial verständnisvoller bürgerlicher Frauenrechtlerinnen für die notwendigsten Reformen zugunsten des weiblichen Geschlechts, vor allem für kommunales und politisches Frauenwahlrecht kämpft. Denn in den romanischen Ländern ist die Entwicklung der Frauenemanzipation einmal eine andere als bei uns; dort steht einer kleinen hochgebildeten Frauenminorität das gewaltige Gros stumpfer und gleichgültiger oder noch ganz in den alten Anschauungen befangener Frauen gegenüber, und dennoch gelingt es unter Umständen dieser winzigen Minderheit für alle neuen Ideen Bresche zu schlagen. So ist es nicht ausgeschlossen, daß — ungeachtet der allgemeinen Rückständigkeit des weiblichen Geschlechts in Italien und Frankreich im Vergleich zum Beispiel zu den deutschen Frauen — das Stimmrecht dort schließlich früher erobert wird als bei uns.

Unter diesem Gesichtspunkt — durchaus nicht als Ausdruck einer realen wirtschaftlichen Macht der Frau — konnte man deshalb mit Genugtuung auch die Verhandlungen auf dem 1. Kongreß des *Frauenbunds* in Italien verfolgen, der vom 25. bis zum 29. Juni in Rom tagte. Der *Frauenbund*, die *Associazione per le Donne*, ist eine allgemein frauenrechtlerische Organisation, die ihren Statuten nach sogar jede direkt politische Stellungnahme ablehnt und zum Beispiel den eigentlichen Kampf für das Frauenwahlrecht dem Frauenstimmrechtsverband überläßt. Dennoch wurde auf dem Kongreß neben wenigen sozial verständnislosen Anträgen eine Anzahl recht radikaler Forderungen gestellt, denen die anwesenden, an der Debatte lebhaft beteiligten Sozialdemokratinnen voll zustimmen durften. Diese Forderungen erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete. Besonders hervorzuheben sind die folgenden: Zulassung der Frauen zu den Knabenmittelschulen, Gehaltsgleichstellung männlicher und weiblicher Lehrer, Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren in genügender Zahl, weiblicher Polizeibeam-

ter bei der Sittenpolizei, Verbot der Schaustellung von Kindern, endlich auf juristischem Gebiet: die Zulässigkeit der Ehescheidung (für Italien bekanntlich eine sehr notwendige, aber immer noch von besonderm Radikalismus zeugende Forderung), rechtliche Gleichstellung der Geschlechter und nach dem tüchtigen Referat einer Juristin Nachforschung nach der Vaterschaft und Schutz verwaorloser Kinder. Das Frauenstimmrechtskomitee veranstaltete zu dem Kongreß eine eigene, von einem Parlamentsmitglied geleitete Sitzung, die zur Annahme einer Frauenwahlrechtspetition an die Kammer führte und die Mitglieder zu einer lebhaften Versammlungspropaganda für das Frauenstimmrecht aufrief.

× **Kurze Chronik** Auf einer Konferenz, die im April in London tagte, war ein *Internationaler Frauenrat* (*Women's International Council of Socialist and Labour Organisations*) gegründet worden, der mit der internationalen sozialistischen Frauenbewegung Fühlung unterhalten und mit ihr zusammenwirken will. Zur Vorsitzenden wurde Genossin Bondfield gewählt. Im Juli hielt er seine 2. Quartalsversammlung ab. Erörtert wurde die Frage der sozialen Schutz- und Fürsorgemaßregeln für Mütter und Säuglinge. Das 1. Jahresmeeting soll im Oktober stattfinden. × Im Mai hielt der *Schweizerische Arbeiterinnenverband* in Winterthur seine Delegiertenversammlung ab. Er zählt jetzt 16 Sektionen mit zirka 1000 Mitgliedern. Genosse Greulich referierte über das neue Kranken- und Unfallversicherungsgesetz, das den Frauen obligatorische Wöchnerinnenunterstützung durch die Krankenkassen gewährt, ebenso eine Stillunterstützung von 20 Francs für alle Frauen, die 10 Wochen hindurch stillen. Bundesbeiträge gewährleisten die Möglichkeit dieser Versicherung. × Eine Petition des *Preußischen Landesvereins für Frauenstimmrecht* an den preußischen Landtag um Einführung des allgemeinen Wahlrechts für beide Geschlechter wurde nach einer Rede des Kommissionsberichterstatters durch Übergang zur Tagesordnung erledigt. × In Würzburg tagte der 7. bayrische Frauentag, einberufen vom *Verband bayrischer Frauenvereine*. Hauptsächlich behandelt wurde die Notwendigkeit der Mitarbeit der Frau in der Kommunalverwaltung und der Jugendgerichtsbarkeit.

×

×

**Literatur** Für den Verlag von Albert Langen in München hat Gräfin Reventlow Marcel Prévosts *Vom Weiblichen überall* übersetzt. »Nur die Primitiven wissen so zu lieben, das größte Opfer erscheint ihnen ganz selbstverständlich, und sie lassen sich ihre ungeteilten Empfindungen nicht durch die mannigfachen Reize des Lebens zersplittern. Sie kennen keinen andern Rausch als die Liebe und geben sich ihm bis zur Selbstvernichtung hin. Gäbe es keine primitiven Menschen mehr, so wäre es auch mit der Romantik zu Ende.« Ein echter Prévost, flott und graziosi; aber nirgends der leiseste Versuch auch nur ein wenig unter die Oberfläche zu dringen. Denn schwerlich glaubt wohl Prévost selbst, dieses traurige Menschengeschöpf mit seinem Kleideraufputz und seinen immer gleichen Liebesabenteuern, das ihm den Typus des Weiblichen bedeutet, sei wirklich eine Schilderung der Frau. Oder, sind mit Prévosts Zeichnung in der Tat die Hauptzüge dieser Spezies festgehalten, dann wüßte man nicht, wen man mehr bemitleiden soll: diese lebendigen Püppchen oder die Männer, die ihr Leben lang solche Frauen lieben können. X In gewisser Art einen erfreulichen Gegensatz zu dem Prévostschen bildet das Büchlein Eugen Isolani's *Die Frau in der Hose* /Berlin, Borngräber/, das eine ganz amüsante historische Übersicht über Frauen gibt, die Männertracht zu tragen pflegten. Alle Arten gesellschaftlicher Typen sind in dieser Zusammenstellung vertreten. Von den Hirtinnen einzelner Gebirgstäler bis zu den Fürstinnen, weiblichen Forschungsreisenden, Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, die alle zur Männertracht griffen, um sich bequem und frei bewegen oder in der Maske des Mannes ihren Aufgaben nachgehen zu können, ohne die Hemmungen, die sonst der Frau an allen Ecken und Enden begegnen. Die vernünftigeren und ästhetisch edlere Frauenkleidung, die sich im Zusammenhang mit der Wandlung des Frauenlebens in unserer Zeit in der korsettlosen Reformtracht ausbildet, gewährt den Ausblick auf eine Umgestaltung unserer Auffassung der Frauenerscheinung. Eine solche Veränderung des allgemeinen Geschmacks in der Frauenkleidung würde — wie jede ästhetische Umwertung — viel mehr als etwa eine Art vorübergehender künstlerischer Mode bedeuten; sie wäre das Zeichen auch für eine innere Wandlung, für eine Umbildung des Weibtypus.

## WISSENSCHAFT

### Philosophie / Franz Staudinger

**Erkenntnis-  
theorie** In 4 Abschnitten, *Vom Wesen der Philosophie, Vom Sein und vom Werden, Vom Subjekt und Objekt und Von den idealen Forderungen* behandelt Georg Simmel in kurzer Zusammenstellung die *Hauptprobleme der Philosophie*, Leipzig, Göschen/. Geistreich und gewandt wie immer. Freilich möchte man zuweilen etwas mehr haben, die Probleme wurzelhafter sehen. Diejenigen Philosophien, die bloße Ontologie treiben, treten hervor, während die methodologische Seite zu kurz kommt. Mehr in letzterer Richtung arbeitender Wiener Privatdozent Dr. Robert Reisinger in seiner ausgiebigen *Philosophie des Erkennens* /Leipzig, Barth/. Er beschäftigt sich natürlich mit einem engeren Gebiet, der Selbsterkenntnis des Erkennens, in der Kant eingehend behandelt und auch etwas fortgebildet wird. Ob er freilich überall recht hat, kann man bezweifeln. Wenn er meint, die Kausalität schaffe nicht erst die objektive Erscheinungsfolge sondern bedeute nur eine begriffliche Auslegung beobachteter Verhältnisse, so möchte man mindestens hinzusetzen: Sie kann das nur darum, weil die Wahrnehmung von Ereignissen die Kausalität schon implizite in sich enthält. Noch weiter will Dr. Felix Groß (*Form und Materie des Erkennens in der transzendentalen Ästhetik* /Leipzig, Barth/) die Kantische Erkenntnislehre fortbilden, indem er Raum- und Zeitempfindungen an die Stelle der Kantischen Raum- und Zeitanschauungen setzt. Ob er damit mehr als ein anderes Wort gewonnen hat, möchte ich stark bezweifeln; denn weder Raum noch Zeit können ohne mindestens vorgestellte Empfindung einer einheitlichen dunklern oder hellern Fläche oder eines vorgestellten Rhythmus selbst *vorgestellt* werden; und die hier ausschlaggebende methodische Tatsache, daß unser sonstigen Empfindungen nur in Raum und Zeit, nicht aber neben ihnen geordnet werden, erkennt Groß ja an. Er wäre weiter gekommen, wenn er einmal den subjektiven Raum vom objektiven ebenso hätte trennen wollen wie er es bei der Zeit tut, statt die ganz aus der Luft gegriffene Behauptung aufzustellen, daß nicht alles ebenso im Raum sei wie es in der Zeit ist. Denn wir können in der Vergegenständlichung auch das, was wir

Phantasie oder Irrtum nennen, nur in unsern Kopf versetzen, nicht aber außerhalb des Raums. Und ebenso wäre es schwerlich auf den Gedanken gekommen, das Denken, das doch ein Beziehen auf Anschauungen oder auf sonstige Objekte ist, sei schon in dieser Tätigkeit selbst Anschauung, während es das doch nur gewissermaßen in der nachherigen Reflexion werden kann.

Nicht dem Titel, wohl aber der Sache nach gehört zur Erkenntnislehre Dr. Bernhard Hells Schrift *Ernst Machs Philosophie* /Stuttgart, Frommann/. Diese wird im Nebentitel auch als *Erkenntniskritische Studie über Wirklichkeit und Wert* bezeichnet. Sie schließt sich im wesentlichen an Rickert an, hat daher die selbe halbrichtige Gegensätzlichkeit von Wahrheit und Wert, während doch alles Wahrerklären ein Werten, alles Werten ein Wahrerklären in bestimmter Beziehung einschließt. Es besteht wesentlich nur der Unterschied, ob bloß Erkenntnis oder sonst noch etwas gewertet wird. Diese Ausstellung schließt eine wesentliche Übereinstimmung mit Hells Kritik jedoch nicht aus, die sauber und klar durchgeführt ist.

Ebenso ist Leopold Zieglers Schrift *Das Weltbild Hartmanns* /Leipzig, Eckart/ nicht nur eine pietätvolle Darstellung und Beleuchtung der Gedanken Hartmanns. Es ist vielmehr eine folgerechte Anwendung der kritischen Methode auf die Hartmannsche Philosophie, wobei diese Methode selbst die Hauptsache ist, Hartmann aber trotz aller Anerkennung bedeutender Einzelheiten im wesentlichen vernichtet wird. Ganz besondere Anerkennung verdient die Unbefangtheit und der Mut, mit der der Verfasser an dem entscheidenden Punkt, wo der kritische Methodismus bisher immer in einen ontologischen Idealismus umgeschlagen ist, stützig wird und bekennt, hier wisse er keinen Ausgleich. In der Tat, sobald man nach Schema F ein transzendentes »Bewußtsein« konstruieren will, das, »weil es Körperliches und Seelisches umfaßt«, selbst »weder körperlich noch seelisch ist«, hat einen Herr Ontologus gepackt. Er läßt uns eine Substanz-Nichtsubstanz schaffen, die unrettbar von Kant zu Fichte und Hegel führt, bis der Homunkulus am Galatheaschiff der Wirklichkeit zerschellt. Ob auch der Verfasser an einigen anderen Punkten zu bestanden sein möchte, die Arbeit als Ganzes ist geradezu ein Muster klarer und

umsichtiger Anwendung der kritischen Methode und ist dem, der diese immerhin schwere Methode auf verhältnismäßig einfachem Weg kennen lernen will, sehr zu empfehlen. Das Buch ist auch anschaulich geschrieben und ganz floskelfrei.

X  
Ethik Die Arbeit *La vraie morale, basée sur l'étude de la nature et sur les lois de la vie* von

Vincent Berge /Paris, Giard & Brière/ gibt zunächst in einfacher und ansprechender Form eine Moralgrundlage, die auf dem Satz fußt, daß der moralische Mensch der sei, der am meisten zur Erhöhung des Lebens beigetragen habe, und daß dies auch zugleich das größte Glück einschließe; ein Satz, den auch Kant unterschreiben würde. Er würde wohl noch hinzufügen, daß das Merkmal für die Möglichkeit der Lebenserhöhung der widerspruchslöse Zusammenhang in einem Reich freier Menschen sei. Aber das führt ja auch der Verfasser aus, und wenn ich auch nicht die starken Ausdrücke liebe, die er zur Kritik der gegebenen Gesellschaft verwendet, so stimme ich doch im wesentlichen mit dieser Kritik und dem Ziel eines Gemeinbesitzes von Kapital und der Organisation der Arbeit überein. Freilich, er glaubt, eines Tages werde so ohne weiteres die Menschheit den herrschenden Politikern sagen können: Euer Reich ist aus, das unsere beginnt. Es ist aber zu befürchten, daß die Menschheit noch lange wird warten können, wenn sie, statt die neue Gesellschaft allmählich zu organisieren, auf jenen Tag harret und dabei ihre Kaufkraft stets wieder dazu verwendet das Privatkapital mächtiger und seine Ketten unzerreißbarer zu machen.

Klarer in diesem Punkt sieht ein anderer Franzose, Ph. Rousselles-Despieres in seinem Buch *Hors du scepticisme, Liberté et beauté* /Paris, Alcan/. Er geht theoretisch von dem skeptischen Gedanken aus, daß sich alle Dinge in Gegensätzen bewegen. Aber gerade auf einem dieser Gegensätze, dem zwischen Individuum und Recht, will er die neue Gesellschaft erbauen. Die Anarchie des Individuums, die für sich allein eine Chimäre ist, soll durch eine Kooperation ausgeglichen werden, darin das Individuum so viel von seinen Rechten opfert als für die Kooperation nötig ist, dabei aber eine mächtige Erhöhung seiner Individualität empfängt. Reinheit und Schönheit sollen die Grundideen dieser Gemein-

schaft sein. Leider ist das Buch, das sehr viele schöne Gedanken enthält, ein bißchen sehr konstruiert und ohne genügende Analyse der Wirklichkeit geschrieben, so kenntnisreich auch der Verfasser ist.

In etwas ähnlicher Weise, doch weit mehr der Wirklichkeit sich nähernd, erörtert Rudolf Golscheid (*Höherentwicklung und Menschenökonomie* /Leipzig, Kliukhardt/) die sozialetischen Probleme. Aus dieser Arbeit sei in dieser philosophischen Rundschau nur kurz bemerkt, daß sie, an die Darwinsche Theorie anknüpfend, den Kropotkinschen Gedanken, der gegenseitigen Hilfe gut betont und dem Gedanken, daß die Selektion im Kampf ums Dasein das Überleben des Tüchtigsten bedeute, scharf die Wahrheit entgegenhält, daß sie nur das Überleben des Passendsten bedeute. Eine Aszendenztheorie, die zwar historisch orientiert, aber nicht auf den Historismus gegründet werden dürfe, müsse angefügt werden

*Mehr Seele!* müsse da das Leitmotiv sein. So recht der Verfasser gegenüber manchen einseitigen Darwinisten hat, so irrt er doch, wenn er Darwin selbst den Gedanken vom Überleben des Tüchtigsten zuschreibt. Darwin spricht vom Tauglichsten, Angepaßten usw. (*favourable, profiting, fitting, adapted* sind da die Ausdrücke; nirgends finde ich etwas von *perfect* oder *excellent*). Dabei darf nicht geleugnet werden, daß schon die natürliche Entwicklung der Organismen im großen doch eine Aufwärtsbewegung war, in der *mehr Seele* zutage gefördert wurde. Am Schluß meint Golscheid nach einer Reihe interessanter ökonomischer Darlegungen, noch nie habe die Ethik so tief im Kurs gestanden als heute, aber trotzdem gingen wir einem Zeitalter der Ethik entgegen. Wie er sich diese Ethik methodisch denkt, hat er freilich nicht ausgeführt.

Ebenfalls sozialetischer Natur ist das Büchlein von Lynkeus *Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen* /Dresden, Reißner/. Lynkeus, der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Verfasser der schönen *Phantasieen eines Realisten* (siehe deren Besprechung in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1900, pag. 621 ff.), geht von der Achtung vor dem Individuum aus, erklärt die sozialistischen Bestrebungen für ethisch und will eine Neuordnung der Wirtschaft, in der das Notwendige ge-

meinschaftlich, das Nebensächliche privat erzeugt, und das stehende Heer in Miliz umgewandelt wird. Leider machen auch die guten Gedanken bei dieser Ableitung einen subjektiv willkürlichen Eindruck. Wie in der theoretischen Philosophie ohne eine am Verständnis Kants orientierte philosophische Kritik nichts Rechtes anzufangen ist, so ist auf dem Gebiet der Sozialethik nichts ohne Verständnis der Lehren Karl Marxens zu leisten. Das scheint der wohlmeinende Verfasser in seinen interessanten Ausführungen nicht in genügendem Maß beachtet zu haben.

×  
Weltanschauung

×  
Frisch darauf los phantasiert  
der Breslauer Privatdozent  
der Anatomie und Biologie  
Dr. Friedrich Strecker, der in einem wohlbeleibten Band *Der Wert der Menschheit in seiner historisch-philosophischen und seiner heutigen naturwissenschaftlichen Bedeutung* /Leipzig, Engelmann/ den Darwinismus zugunsten eines eigenartigen Vitalismus abschlachtet, den Gedanken einer werdenden Gottheit aufstellt und in bekannter Weise gegen Haeckel loszieht, ohne doch selbst im mindesten methodisch vorsichtiger zu sein. Im Gegenteil, Haeckel ist gegen ihn noch ein Muster von Methode. Über die Ableitung des menschlichen Stammbaums von den Cheirotherien, einer großen Echtenart, deren Skelette in Amerika gefunden sind, lachte ein Geologe recht herzlich. Putzig ist dabei, daß auch bei Strecker wie bei Reinke das Wort *Vitalismus* als vermeintlicher Erklärungsgrund da auftritt, wo man keinen solchen weiß, also auch mit diesem Wort nichts erklärt. *Siderische Geburt* /Berlin, Schnabel/ heißt das Buch eines beleesenen und gefühlskräftigen Mannes, der sich *Volker* nennt, und der sein Empfinden gegen Materialismus und für das seraphische Liebesgesetz in oft überschwenglicher Rede zum Ausdruck bringt. Manch guter, auch sozialetisch guter, Gedanke ist darin, auch manch verkehrter: Aber wie kann man beide beurteilend sondern, wo die Logik unbestimmter Empfindung, die Willkür der Worte die Wege weisen? Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser in der angekündigten Fortsetzung des Werkes sich von der (intellektuell ja leicht zu handhabenden) Mode der klingenden Dunkelheit lossagt und so aufhört sich selbst im Weg zu stehen. Ebenso wenig kann ich mich mit *V a s e t*.

thos *Buddhismus als Reformgedanke für unsere Zeit* /Breslau, Markgraf/ befreunden. Der heute ja häufig auftauchende Gedanke mit einer Religion zu helfen, die aus dem Bedürfnis stammt sozial hoffnungslos Niedergedrückten einen Trost und Halt zu geben, ist auch ein Zeichen der Zeit. Sollte es dem Kapitalismus gelingen auch bei uns die Selbstständigkeit ganz zu erdrücken, dann wäre freilich darüber zu reden.

Weit näher kommt mir schon R. J. Campbells *Neue Theologie* /Jena, Diederichs/. Das von A. Ferguson übersetzte und mit einer schönen Einleitung von G. Traub in Dortmund versehene Buch erfaßt die Theologie als Ausdrucksform der sozialen Bewegung und spricht die Meinung aus, jeder glaube an Gott als an die Kraft, die sich in uns und im Weltall als unser Höchstes offenbare, ob man ihn nun als persönliche Existenz auffasse oder nicht. Damit ist der Weg zu einer wirklich universalen dogmenfreien Religionsauffassung eröffnet. Über die Ausdrucksform ließe sich friedlich diskutieren.

In Professor Dr. Ottos Vortrag *Goethe und Darwin, Darwinismus und Religion* /Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht/ steckt dagegen noch ein Rest unuldigsamer Dogmatik. In seinem 1. Teil enthält der Vortrag manches Zutreffende über den Unterschied zwischen Goethe und Darwin, erhitzt sich dann aber ganz überflüssigerweise gegen Darwin als religionszerstörend und gibt seinerseits eine durchaus nicht klare Definition von *Gott* als Weltursache.

Andere Arten von Weltanschauungen bietet uns Gustav Wengs (*Schopenhauer-Darwin, Pessimismus oder Optimismus?* /Berlin, Hofmann/). Das Büchlein eines zweifellos edlen und warmherzigen Mannes beschäftigt sich mit dem Glücksuchen, möchte eine Philosophie haben, die das metaphysische Bedürfnis stillt, glaubt aber mit der Erreichung des Ziels, das heißt mit dem Sieg des Guten komme auch das Ende der Welt. Wie nun aber, wenn man das metaphysische Bedürfnis in Wahrheitsbedürfnis umwandelte und nicht nach Glück sondern nach Einheit und Zusammenhang in Denken und Gesamtleben suchte? Das Glück käme dann vielleicht, das den Glücksucher stets flieht.

Eine Anzahl scharfgeschnittener Dialoge, Abhandlungen und Sprüche machen das Büchlein von Charles Bonneton

*Dialogue sur la vie et sur la mort* /Paris, Fischbacher/ aus. Seine Tendenz ergibt sich vielleicht in folgenden Sätzen: »Es gibt Leben im Tod und Tod im Leben, aber keins ohne das andere. Das Heil liegt in uns, sagt Tolstoj. Nein, es liegt vor uns. Wir eilen nicht mehr zum Ziel. Wir gehen ruhig, von unseren Besten geleitet, dem Morgenrot entgegen.« In ähnlicher Weise gibt Paul Eberhardt in seiner Arbeit *Wohin der Weg?* /Leipzig, Verlag für Literatur und Kunst/ eine Anzahl zum Teil sehr schön geschriebener Tagebuchblätter, Geschichten und Gedichte, die in den Schlußakkord ausklingen: Nicht reif, aber bereit sein ist alles.

Das Büchlein Adolf Sterns *Die religiöse Stellung der vornehmsten Denker der Menschheit, insbesondere von Kant, Schiller und Goethe* /Berlin, Roth/ ist im 1. Teil die Antwort auf Angriffe, die ein Zittauer Theologe gegen ihn gerichtet hat, im 2., dem Hauptteil, eine schön und warm geschriebene Darstellung der religiösen Grundideen unserer großen Männer, wobei Kant, Schiller und Goethe ebenso wie Spencer, Eucken und viele andere kurz und objektiv behandelt werden. Das billige, reichhaltige Schriftchen klingt in einem begeisterten Hymnus auf die Religion der Wahrheit aus.

Wie diese Schrift, so gehört auch das in dieser Rundschau (1911, I. Band, pag. 594) bereits erwähnte Buch des Professors Dr. Max Weinstein *Welt- und Lebensanschauungen* /Leipzig, Barth/ nur halb in diesen Abschnitt, halb aber in die historische Literatur. Denn es gibt eine Übersicht über die Wandlungen in Religion, Philosophie und Naturerkenntnis von den ältesten Zeiten bis heute. Aber der Verfasser bemerkt ausdrücklich, es solle nicht eine eigentliche Geschichte sondern eine Schilderung der Anschauungen sein, wobei diese zergliedert und auf ihren Wert untersucht werden. Das Buch ist eine schöne Leistung menschlichen Fleißes und guten kritischen Blicks und gibt auf verhältnismäßig geringem Raum eine geradezu erstaunliche Menge von Material in formgerechtem, klarem Gewand. So ist es sowohl als Lektüre wie vor allem als gutes Nachschlagebuch zu empfehlen.

X  
Neuausgaben Im Inselverlag hat Martin Buber einen Auszug aus den *Reden und Gleichnissen des chinesischen Philosophen Tschuang-*



Tse herausgegeben. Für den Geist ist charakteristisch, daß in einem Gespräch der *Lebenswirbel* zum *Wolkengeist* sagt, die Übel in der Gesellschaft lägen an dem Regieren, dann aber auf die Frage, was zu tun sei, antwortet: Verharre im Nicht-tun, und die Welt wird aus sich selber gut sein.

In der *Philosophischen Bibliothek* /Leipzig, Meiner/ ist eine Übersetzung des Platonischen Dialogs *Theätet*, der Einleitung zu Platons Erkenntnislehre, von Dr. Otto Apelt übersetzt und mit schöner Einleitung und guten Anmerkungen versehen, erschienen.

Ein groß angelegtes Unternehmen ist die deutsche Ausgabe der Werke *Philos* von *Alexandria*, mit der Professor Dr. Leopold Cohn eine überaus wichtige Sammlung von *Schriften der jüdisch-hellenistischen Literatur* /Breslau, Marcus/ eröffnet. Den Werken dieses Philosophen und Kommentators des Alten Testaments kommt nicht nur für sich sondern auch für das Verständnis der geistigen Struktur der Periode, in der das Christentum entstand, erhebliche Wichtigkeit zu. Die vortreffliche und mit erläuternden Noten versehene Übersetzung macht das Werk größeren Kreisen zugänglich und erleichtert auch dem Fachmann die Benutzung des in einem schwierigen Griechisch abgefaßten Urtextes. Man darf daher diese, auf 6 Bände berechnete Ausgabe, von der bis jetzt 2 Bände erschienen sind, willkommen heißen. Wenn das Werk vollständig vorliegt, wird noch genauer darauf eingegangen werden.

In einem der schönen 2 Mark-Bände des *Inselverlags* haben Otto und Nora Braun Herders *Ideen zur Kulturphilosophie* wiedergegeben. Die Sammlung umfaßt: *Journal meiner Reise im Jahr 1769, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in sehr geschickter und ansprechender Auswahl. Es kommt unstreitig die Zeit, wo Herder aus vorübergehender Vergessenheit wieder hervorgeholt wird; sein Geist und seine ganze Art werden der kommenden Generation näher gebracht sein. Aus Herder ist noch vieles zu schöpfen: Daher kann jeder Versuch wie der vorliegende ein Verdienst für sich beanspruchen.

Ganz besonders sei hier auf die große, 3bändige Ausgabe von Josef Dietzgens *Sämtlichen Schriften* /Wiesbaden,

*Verlag der Dietzgenschen Philosophie/* aufmerksam gemacht, da diese Schriften ja für die meisten Leser dieser Zeitschrift hervorragendes Interesse beanspruchen dürfen. Sie sind von Josef Dietzgens Sohn ediert und mit einer warmen pietätvollen Biographie versehen worden. Der 1. Band enthält neben dieser Einführung das erste Hauptwerk Dietzgens, das *Wesen der menschlichen Kopfarbeit*, nebst einigen kürzeren Aufsätzen, von denen der über die Religion der Sozialdemokratie besonders genannt werde. Der 2. Band umfaßt die vom Vater an den Sohn geschriebenen *Briefe über Logik*, die *Streifsätze eines Sozialisten in das Gebiet der Erkenntnistheorie* und das *Akquisit der Philosophie*. Der 3. Band endlich gibt nach einem weitem Geleitwort Privatbriefe des Vaters und eine Reihe anderer Briefe und Aufsätze, die der Sohn zu dem zöjährigen Gedenktage des Todestags des Vaters, dem 17. April 1888, im Jahr 1908 zuerst veröffentlicht hatte. Über *Wesen und Bedeutung der Dietzgenschen Philosophie* zu sprechen würde hier zu weit führen. Dazu ergibt sich vielleicht mal in einem Aufsatz Gelegenheit. Nur hinweisen will ich zum Schluß noch auf das im gleichen Verlag herausgegebene, ausgreifende polemische Werk über Dietzgens Philosophie von Ernst Untermann *Die logischen Mängel des engern Marxismus*, worin gegen Plechanow und andere scharf zu Felde gezogen wird. Es handelt sich da um die nur historisch-philologisch zu lösende Streitfrage, ob und wieviel Dietzgen zu den philosophischen Gedanken von Marx und Engels seinerseits tatsächlich Neues hinzugefügt hat.

× **Kurze Chronik** Die *Kantgesellschaft* schreibt ihre 3. Preisaufgabe noch einmal aus. Der 1. Preis ist jetzt auf 1500, der 2. Preis auf 1000 Mark erhöht. Es handelt sich um die Bearbeitung des Themas *Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?*

× **Literatur** Von eigentlichen geschichtlichen Werken liegen die folgenden vor: Das umfangreiche und gründlich gelehrte Buch K. O. Meinsmas *Spinoza und sein Kreis* /Berlin, Schnabel/ ist von Lina Schneider übersetzt und von Constantin Brunner mit einer Abhandlung *Spinoza gegen*

Kant und die Sache der geistigen Wahrheit eingeleitet worden. Wenn Brunner es für nötig hält gegen die »Lämmer«, die »hinter Kant hertröten«, aber gegen Spinoza »brüllen«, loszuziehen, so wollen wir vor Spinoza mehr Achtung als er vor Kant erweisen, ihm aber verzeihen, das Geschichtswerk dagegen warm empfehlen.

× Eine Auswahl von Nietzsches Briefen hat Richard Oehler herausgegeben /Leipzig, Inselverlag/. Wie man auch kritisch zu Nietzsche als Philosophen steht, dem Reiz dieser reichen Persönlichkeit, wie sie sich auch in dieser Sammlung spiegelt, wird man sich schwerlich entziehen können. Die Briefe sind im wesentlichen der großen Gesamtausgabe entnommen, die sich ja nicht jeder anschaffen kann; doch sind auch 7 bisher unveröffentlichte hinzugefügt. Der Preis des mit Geschmack in Leinen gebundenen Buches beträgt 3 Mark.

× In seiner *Geschichte des Monismus* /Leipzig, Kröner/ bringt der fleißige Dr. Rudolf Eisler, der als Verfasser eines größeren, eben in 2. Auflage erscheinenden philosophischen Lexikons bekannt ist, die verschiedenen Arten des Monismus vom Altertum bis heute in übersichtlicher Weise zur Darstellung. × Mit Vorstehendem nehme ich von den Lesern der *Sozialistischen Monatshefte* als Bearbeiter der philosophischen Rundschau dieser Zeitschrift Abschied, da ich glaube das Recht zu haben diese mühselige Arbeit nunmehr jüngeren Kräften zu überlassen. Eine Zusammenstellung über den Geist dessen, was ich unter kritischer Philosophie verstehe, werde ich noch in einigen Artikeln bringen.

#### Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Van 't Hoff † Am 1. März starb in noch nicht vollendetem 59. Lebensjahr der holländische Chemiker van't Hoff, der seit 1895 in Berlin wirkte. Schon als junger Doktorand überraschte er die wissenschaftliche Welt mit einer hervorragenden Arbeit, in der der Übergang von den Strukturformeln der Chemie zu der räumlichen Anordnung der Atome im Molekül enthalten war, und die dadurch den Grund zu der modernen Stereochemie legte. Von seinen späteren Arbeiten seien die über den osmotischen Druck bei verdünnten Lösungen erwähnt, die zu einer neuen Auffassung der verdünnten Lösungen führten. Im Jahr 1895 gelang

es der Berliner Akademie der Wissenschaften van't Hoff an Berlin zu fesseln, indem unter Beihilfe des preussischen Staates ein Institut für ihn errichtet wurde, an dem er, ohne einen Lehrauftrag an der Universität zu haben, sich lediglich der reinen wissenschaftlichen Forschungstätigkeit widmen konnte, das erste derartige Institut in Deutschland. Neben seinen Arbeiten an diesem Institut hat übrigens van't Hoff freiwillig Vorlesungen an der Universität gehalten. In seinem Institut entstanden die wichtigen Arbeiten über ozeanographische Salzablagerungen, durch die Licht auch über die Entstehung der Staßfurter Kalisalzlager verbreitet wurde.

× **Sonnentemperatur** Die Frage nach der Temperatur der Sonne hat stets ein großes Interesse beansprucht, namentlich auch im Zusammenhang mit der Frage, welches denn die Quellen der ungeheuren Wärme sind, die die Sonne täglich und stündlich andauernd durch Ausstrahlung in den Raum verliert, und die ihr doch wohl auf irgendeine Weise wieder zugeführt werden muß. In früheren Zeiten stellte man die letzte Frage allerdings nicht sondern begnügte sich die Sonne als den ungeheuren Glutball vorzustellen, dessen Wärme und Licht das Leben auf der Erde ermöglicht, und für dessen eigene Hitze, die auf seiner Oberfläche jedes organische Fortbestehen oder Sichentwickeln unmöglich macht, man ganz unvorstellbare und ungeheure Zahlen angab; Hunderttausende von Graden und selbst Millionen wurden ohne weiteres als zutreffend für die auf der Sonne herrschende Temperatur angenommen.

Die Frage nach der Wiederersetzung der 'ausgestrahlten' Sonnenenergie tauchte erst mit der Ausbildung der mechanischen Wärmetheorie auf, mit der klaren Erkenntnis des Zusammenhangs von Wärme und Arbeit sowie der Allgemeingültigkeit des Satzes von der Erhaltung der Energie. Die Berechnungen der auf der Sonne herrschenden Temperatur versuchte man nun auch auf eine rationelle Grundlage zu stellen, und die Zahlen, die in den neueren Arbeiten genannt werden, gehen zwar auch in die Tausende von Graden (sie übersteigen sämtlich 5000° und reichen bis zu 10000°), sind aber doch nicht so phantastisch hoch wie jene früheren. Streng genommen kann man ja nur von der Temperatur bestimmter Teile der

Sonne sprechen, da sie im Innern jedenfalls heißer ist als in den Gasen der äußeren Schichten. Ferner weiß man über das Emissionsvermögen der Sonne nichts Bestimmtes, und man begnügt sich bei den auf ihrer Strahlung beruhenden Messungen mit der Annahme, daß sie angenähert wie ein schwarzer Körper strahlt, das ist ein Körper, der alle Strahlen, die auf ihn fallen, vollkommen absorbiert, also Strahlen weder reflektiert noch hindurchläßt. Weiter nimmt man an, daß die Strahlungsgesetze des schwarzen Körpers auch für sehr hohe Temperaturen, für die sie direkt nicht ermittelt werden können, Geltung haben. Es wird also im Grunde mit der sogenannten *Sonnentemperatur* die Temperatur eines gleichmäßig temperierten schwarzen Körpers angegeben, der die gleiche Strahlung aussendet wie die Sonne. Die Lösung der Aufgabe die Temperatur zu bestimmen wird dadurch freilich nicht einfacher sondern komplizierter, denn es muß noch definiert werden, für welche Wellenlänge oder für welchen Spektralbezirk die schwarze Temperatur bestimmt werden soll. Je höher sie gefunden wird, um so größer ist das Emissionsvermögen für das betreffende Gebiet, und die höchste einwandfrei gemessene Temperatur kommt der wirklichen am nächsten. Im Mai dieses Jahres ist der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Arbeit des Professors Kurlbaum vorgelegt worden, die neue Messungen der Sonnentemperatur auf der Grundlage, daß die Strahlung der Sonne in verschiedenen Spektralbezirken indirekt mit der Strahlung des schwarzen Körpers verglichen wird, enthält. Das Mittel der Messungen von Kurlbaum ergibt eine Temperatur von 5730° oder von 6390°, je nach der benutzten Temperaturskala. Diese ist natürlich von besonderer Wichtigkeit, denn auf ihr beruht ja die Definition einer hohen Temperatur. Begrifflich stände nichts im Weg eine Temperatur von Hunderttausenden und selbst von Millionen von Graden vorzustellen, die durch die gleichmäßig immer weiter gesteigerte Ausdehnung der Luft oder eines andern Gases definiert ist; der praktischen Messung aber stellen sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, weil alle Gefäße, in denen ein Luftquantum unter Quecksilber oder in irgendeiner andern Weise abgesperrt gehalten wird, um die Ausdehnung oder Druckvermehrung bei vermehrter

Wärmezufuhr zu beobachten, bei großer Hitze weich und undicht werden und schließlich schmelzen. Man vergleicht deshalb ein Gasthermometer mit einem Thermolement und benutzt nachher die hierbei gefundene Gesetzmäßigkeit zwischen der thermoelektrischen Kraft und der Temperatur, um aus der erstern auch für weitere Bereiche, in denen das Gesetz nicht geprüft ist, die Temperatur durch sogenannte *Extrapolation* zu ermitteln. Im Jahr 1900 haben Holborn und Day das Stickstoffthermometer bis zu einer Temperatur von 1130° mit einem Thermolement aus Platin und einer Platinrhodiumlegierung verglichen und dann für höhere Grade eine Extrapolation vorgenommen, die bis zum Jahr 1907 als eine vollkommen zuverlässige Temperaturskala angesehen wurde. 1907 aber gelang es Holborn und Valentiner die unmittlere Temperaturmessung am Stickstoffthermometer bis zu 1680° fortzusetzen, und da zeigten sich nicht unerhebliche Abweichungen von der durch Extrapolation beim Thermolement ermittelten Temperatur. Sie beginnen mit 2° bei einer Temperatur von 1200°, steigen dann aber ganz regelmäßig und erreichen bei der Temperatur von 1600° schon den Betrag von 56°, also eine Abweichung von 4½ %. Auch im Jahr 1910 ist von Day und Sosman im *American Journal of Science* eine Arbeit über den gleichen Gegenstand veröffentlicht worden, die ebenfalls eine, wenn auch nicht ganz so starke Abweichung zwischen der Extrapolation des Thermolements und dem Stickstoffthermometer ergibt. Kurlbaum berechnete seine Beobachtungen daher mit den beiden zuerst genannten Skalen, die die stärksten Abweichungen von einander zeigen, und kam so zu den oben mitgeteilten Werten der Sonnentemperatur. Noch mehr als die Frage nach der Temperatur der Sonne scheint die nach der Quelle ihrer Energie uns zu berühren. Trotz der ungeheuren Ausstrahlung der Sonne und der dadurch bedingten Wärmeverluste ist eine Abnahme der Sonnenstrahlung in historischen Zeiten in keiner Weise nachweisbar, und deshalb muß man versuchen dem Wärmeverlust einen Wärmegewinn an die Seite zu stellen. Julius Robert Mayer, der geniale Mitbegründer der mechanischen Wärmetheorie, beschäftigte sich auch eingehend mit dem Wärmehaushalt der

Sonne und glaubte in den Meteoriten, die mit ungeheurer Geschwindigkeit, etwa 600 Kilometer in der Sekunde, in die Sonne stürzen und bei dem Sturz ihre Geschwindigkeit verlieren und die lebendige Kraft in Wärme umwandeln, eine genügende Quelle der Sonnenwärme annehmen zu können. Aber die Zahl der in die Sonne fallenden Meteorite reicht keineswegs zum Ersatz der ungeheuren Wärmeverluste aus. Helmholtz arbeitete deshalb eine Hypothese aus, die in engem Zusammenhang mit der Laplaceschen Weltbildungshypothese steht und gleich dieser zu hohem Ansehen gelangte. Nach der Laplaceschen Anschauung ist die gegenwärtige Sonne der Rest eines ungeheuren Nebels, der sich einstmals bis über die äußersten Grenzen der Planetenbahnen erstreckte und durch allmähliches Zusammenziehen, wobei die peripheren Teile abgestoßen wurden, auf sein gegenwärtiges Volumen sich verringert hat. Bei dieser Zusammenziehung mußte eine kolossale Wärmemenge entstehen, und wenn dieser Prozeß noch fort dauert — und es ist kein plausibler Grund einzusehen, warum er nicht fort dauern soll —, muß auch jetzt noch die Sonne sich allmählich weiter zusammenziehen und dabei ungeheure Wärmemengen entwickeln, die vollkommen ausreichen ihre enormen Wärmeverluste zu decken. Nach den Berechnungen von Helmholtz reicht eine Verkürzung des Sonnendurchmessers um 60 Meter jährlich vollkommen aus, um ihre jährliche Wärmeabgabe zu ersetzen. Eine so minimale Verringerung des Sonnendurchmessers ist auch in mehreren 100 Jahren noch für unsere Instrumente nicht nachweisbar, und so läßt sich aus der Tatsache, daß eine Verkürzung des Sonnendurchmessers seit Erfindung des Fernrohrs nicht hat nachgewiesen werden können, kein Einwand gegen die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese herleiten. Aber der Prozeß muß schließlich zu einem Ende kommen, an dem endlichen Schicksal unserer Welt kann diese Art des Wärmersatzes der Sonne nichts ändern — Helmholtz prophezeite dem gegenwärtigen Zustand daher nur eine Dauer von einigen Millionen Jahren. Auf das Unbefriedigende dieser Erklärung weist Arrhenius hin, der seine kosmogonischen Anschauungen in populärer Weise in der Schrift *Das Werden der Welten* (siehe den folgenden Ab-

schnitt *Weltwerden*) zusammengefaßt hat. Rückwärts würde sich nach dieser Rechnung für den gegenwärtigen Zustand auch nur eine Dauer von etwa 10 Millionen Jahre ergeben, während unsere Geologen für die Bildung der Fossilien enthaltenden Schichten mit Hunderten und selbst Tausenden von Millionen von Jahren rechnen. Arrhenius glaubt die chemischen Umsetzungen, die kräftigsten uns bekannten Wärmequellen, zur Erklärung des Wärmeersatzes auf der Sonne heranziehen zu können. Er betont, daß es ganz unrichtig ist anzunehmen, daß hohe Temperatur alle chemischen Verbindungen zerlegt. Zum Beweis des Gegenteils weist er darauf hin, daß im elektrischen Lichtbogen, der höchsten von uns erreichbaren Temperatur von etwa 3000°, eine Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff unter Wärmeverbrauch entsteht. Je höher aber die Temperatur, bei der ein chemischer Prozeß vor sich geht, um so größer ist der damit verbundene Wärmeverbrauch. In ähnlicher Weise beeinflußt der Druck die chemischen Prozesse: Bei starkem Druck werden solche Prozesse begünstigt, die Produkte mit geringerem Volumen ergeben. Wir müssen entgegen der üblichen Anschauung, daß bei der großen Hitze auf der Sonne die Stoffe dort nur in ihren elementaren Bestandteilen existieren können, uns vorstellen, daß in der Tiefe des Sonnenkörpers chemische Verbindungen bestehen, die außerordentlich energiereich und wenig voluminös sind, und daß diese, wenn sie an die Sonnenoberfläche aufsteigen, unter ungeheurer Wärmeentwicklung und Volumenzunahme zerfallen. Sie sind, sagt Arrhenius, als die gewaltigsten Sprengmittel anzusehen, im Vergleich mit denen Dynamit und Pikratpulver wie Spielzeug erscheinen. Hieraus zieht Arrhenius den Schluß, daß die chemische Energie der Sonne hinreichend war und ist die Sonnenwärme während vieler Milliarden, wahrscheinlich Billionen von Jahren zu liefern. Eine exakte und zahlenmäßige Rechnung stellt er nicht an, aber er weist auf das Radium hin, das in einem Zeitraum von etwa 1300 Jahren zur Hälfte zerfällt und dabei pro Jahr und Gramm etwa eine Million Grammkalorien an Wärme entwickelt.

Im übrigen schließen sich die Vorstellungen, die Arrhenius über die Be-

schaffenheit der Sonne entwickelt, an die heute wohl schon allgemein als unzulässig bekannte Anschauung an, daß der eigentliche Sonnenkörper von einer Atmosphäre weniger heißer Gase umgeben sei (siehe hierüber diese Rundschau, 1910, 1. Band, pag. 457 ff). So faßt er die Protuberanzen als Massenbewegungen auf, als Gase, die aus dem Sonneninnern mit ungeheurer Gewalt emporgeschleudert werden, wobei ihre gewaltigen Energiemengen freiwerden. Wenn diese Anschauung auch nicht haltbar ist, wenn man die Sonne vielmehr als eine von innen nach außen ganz allmählich an Dichte abnehmende Gasmasse auffassen muß und die Sonnenflecke und Fackeln und Protuberanzen nicht durch Massenbewegungen sondern durch unregelmäßige Lichtbrechung verursacht denkt, so wird man immerhin die Möglichkeit aufsteigender Ströme zugeben. Allerdings erscheint es mir zweifelhaft, ob ihnen nicht absteigende Ströme in dem selben Maß entgegenstehen, so daß den beim Aufsteigen der Sprengstoffe freiwerdenden Energiemengen fast ebensoviel in den absteigenden Strömen verbrauchte Wärmeenergie gegenüberstände.

X Weltwerden In seinem, schon früher einmal in dieser Rundschau kurz angezeigten Buch *Das Werden der Welten* / Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft / will Svante Arrhenius in populärer Weise eine Darstellung seines umfassenden Versuchs geben die kosmogonischen Probleme in zureichender Weise zu begreifen als es auf Grund der Laplace'schen Hypothese möglich ist. In ausgedehntem Maß verwendet er dabei den Strahlungsdruck, den er nicht nur zur Erklärung der Kometenschweife sondern auch zur Bildung der Nebelflecke heranzieht. Aus Nebelflecken läßt auch er Sonnen entstehen, aber nicht durch allmähliche Zusammenziehung sondern durch Einwanderung größerer Massen — das können erloschene Sonnen oder auch noch hell leuchtende sein —, die als Konzentrationszentren die Massen schneller um sich verdichten. Eine Sonne aber geht auch nach Arrhenius' Auffassung einem allmählichen Tod durch Erlöschen entgegen, wenn ihre Lebensdauer auch weit länger als nach der Helmholtz'schen Rechnung zu bemessen ist. Stets aber entstehen aus den

Sonnen wieder Nebelflecke, und zwar — das dürfte einer der schwächsten Punkte in der gesamten Auffassung von Arrhenius sein — durch Zusammenstoß von Sonnen. Eine gewaltige Masse, eine Sonne, kann wohl bei einem Zusammentreffen mit kleineren Massen diese vollständig an sich ziehen, wenn aber zwei Massen von gleicher Größenordnung bei ihrer Bewegung im Weltraum sich nähern, so wäre ein direktes Zusammenstoßen nur denkbar, wenn sie in gradliniger Bewegung auf einander zu stürzen; ist auch nur die geringste Geschwindigkeitskomponente in einer andern Richtung vorhanden, so ist ein Zusammenprall ausgeschlossen; die beiden Massen beeinflussen sich vielmehr in der Art, daß sie um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Arrhenius aber rechnet mit solchen Zusammenstößen erloschener Sonnen, aus denen neue weltenbildende Nebel entstehen, als mit etwas ganz regelmäßig Eintretendem. Einer der stärksten Antriebe zu seiner Gedankenbildung ist der Wunsch den Folgerungen zu entgehen, die aus dem allmählichen Ausgleich der Temperatur mit dem Resultat eines schließlichen Wärmegleichgewichts für den Zustand der Welt gezogen sind, dem sogenannten *Wärmemetod*. Den Satz *Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu* will er nur für Systeme gelten lassen, die sich im Sonnenzustand befinden; im Nebelfleckzustand dagegen sei eine Verringerung der Entropie möglich. Zahlenmäßig ist die mit einer bestimmten Wärmemenge verbundene Entropie der Ausdruck, den man erhält, wenn man diese Wärmemenge durch die absolute Temperatur, auf der sie sich befindet, dividiert. Da nun Wärme stets durch Leitung und Strahlung von wärmeren auf kältere Körper übergeht, nicht umgekehrt, so sinkt sie auf niedrigere Temperatur; der Nenner des Bruches, der die Entropie zahlenmäßig ergibt, wird also kleiner und der Betrag der Entropie mithin größer. Arrhenius meint, da die Welt bereits eine unendlich lange Zeit besteht, müßte der Temperatenausgleich und der damit verbundene Wärmemetod schon lange eingetreten sein, und infolgedessen könnten diese Anschauungen nicht richtig sein. Er läßt dabei außer acht, daß der Satz von der Vermehrung der Entropie ebenso wie der von der Konstanz der Energie lediglich für endliche begrenzte Systeme gilt, und daß

also Folgerungen, die daraus für das Weltall gezogen werden, auch Sätze wie *Die Energie der Welt ist konstant* und *Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu* jede Bedeutung verlieren, sobald die Welt als ein unendliches System aufgefaßt wird. In einem unendlichen System ist auch die Energie unendlich, und damit verliert der Satz von ihrer Konstanz jeden Sinn, und der tödende Temperatenausgleich kann hier erst nach unendlich langer Zeit, das heißt niemals eintreten. Arrhenius gibt sich große Mühe nachzuweisen, daß zwar in den einzelnen Sonnensystemen die Entropie wächst, und jene zugrunde gehen, daß aber aus eben diesen Systemen vermöge des Strahlungsdrucks die Materie losgelöst wird, die in Nebelflecke gerät, in denen sie in die Atmosphäre vorhandener Verdichtungszentren gelangt, wodurch die Konzentration unter beständiger Vermehrung der Temperatur und damit verbundenem Sinken der Entropie beschleunigt wird. »Durch solche Prozesse kann das Uhrwerk des Weltsystems fortwährend in Gang erhalten werden, ohne daß es abläuft.« Da die sterbenden oder gestorbenen, das heißt erloschenen Sonnen nach Arrhenius mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf einander prallen und sich wieder zum Nebelfleckstadium auflösen, glaubt er eine tröstende Sicherheit für das Fortbestehen des Weltsystems im ganzen gewonnen zu haben. Ein besonderes Schlußkapitel ist der Frage nach der Ausbreitung des Lebens durch den Weltraum gewidmet. Arrhenius vertritt hier die Anschauung, daß das Leben ebenso ewig ist wie die Bewegung, und daß lebende Keime infolge des Strahlungsdrucks von einem Weltkörper auf den andern verpflanzt werden. Auch derjenige, der sogar mit einigen Grundanschauungen von Arrhenius nicht übereinstimmen kann, wird aus dem Buch viele und reiche Anregung erhalten.

X  
Fossiler  
Mensch

X  
Das sehr lesenswerte Buch  
Dr. Wilhelm Bran-  
cas *Der Stand unserer*

*Kenntnisse vom fossilen Menschen*  
/Leipzig, Veit/ stellt in übersichtlicher  
und kritischer Weise alle Funde zusam-  
men, die wir an fossilen Menschen-  
resten, und ebenso die noch weit spär-  
licheren, die wir an fossilen Resten von  
Anthropomorphen besitzen. Durch die  
kritische Betrachtung kommt der Ver-

fasser zu dem Schluß, daß bei keinem  
einzigem, auch nicht bei dem berühmten  
Pithecanthropus, der 1892 auf Java ge-  
funden wurde, ein tertiäres Alter ein-  
wandfrei und zweifellos festgestellt sei.  
Er hält daher seine im Jahr 1901 auf-  
gestellte Behauptung aufrecht, daß der di-  
luviale Mensch einstweilen noch »als  
ahnenloser Parvenu, als wahrer *homo  
novus*« dastehe. Diese Worte sind miß-  
verständlich so aufgefaßt worden, als  
habe Branca sagen wollen, der Mensch  
habe überhaupt keine Vorfahren gehabt.  
Deshalb hält er es für nötig eine solche  
Auffassung, die für jeden zoologisch  
denkenden Naturforscher des gesunden  
Menschenverstands entbehre, mit großem  
Nachdruck zurückzuweisen; seine  
Auffassung und ihr scharf zugespitzter  
Ausdruck sollten sich lediglich gegen  
Haeckels Behauptung richten, »daß wir  
heute schon alle die fossilen wichtigen  
Zwischenglieder haben, welche eine zu-  
sammenhängende Ahnenkette von den äl-  
testen Halbaffen bis zum Menschen her-  
auf darstellen«. Davon kann bei unbe-  
fangener kritischer Betrachtung des fos-  
silen Materials gar keine Rede sein.  
Die Annahme tertiärer Vorfahren für  
den Menschen ist nach Branca für je-  
den wissenschaftlich denkenden Zoologen  
selbstverständlich, nur darf man durch  
den Wunsch nun auch tertiäre Men-  
schenreste zu erhalten, sich nicht das  
Urteil trüben lassen. Weil Branca von  
Wasmann und anderen Gegnern der An-  
wendung der Entwicklungslehre auf  
den Menschen wegen seines oben zi-  
tierten Ausspruchs aus dem Jahr 1901  
zum Kronzeugen für den ahnenlosen  
Menschen mehrfach herangezogen ist,  
hält er es für angebracht in einem  
Schlußkapitel nach Richtigstellung seiner  
Ansichten über diesen Punkt seinen  
Glauben darzulegen, wobei er sich in  
gleicher Weise gegen die Fanatiker der  
Monisten wie gegen die der Kirche wen-  
det. Er sagt dabei manches Beherzi-  
genswerte gegen monistischen Dogmen-  
glauben, doch entbehrt die Darlegung  
seines eigenen Glaubensbekenntnisses »an  
ein Geistiges in der Welt, einen Gott«,  
zum mindesten eines allgemeineren In-  
teresses.

Das Büchlein Dr. Heinrich Michae-  
elis' *Unsere ältesten Vorfahren, ihre  
Abstammung und Kultur* /Leipzig,  
Teubner/, das sich mit dem selben Ge-  
genstand beschäftigt wie das eben er-  
wähnte, ist eine erweiterte Veröffent-  
lichung eines Vortrags, den der Ver-

fasser im Dezember 1909 in der Ortsgruppe des *Deutschen Monistenbunds* in Königsberg gehalten hat. Der Verfasser hält sich von Übertreibungen frei und gesteht zu, daß die Existenz des tertiären Menschen eine rein logische Forderung bleibt, während der Diluvialmensch durch unanfechtbare Funde bezeugt ist. In anregender Weise wird dann die Lebensweise und Kultur der ältesten Menschen in ihrer Entwicklung bis herauf zur Eisenzeit /etwa 400 bis 200 vor Christus/ an der Hand der zahlreichen Funde dargestellt.

× **Kurze Chronik** Am 13. März starb der eremitisierte ordentliche Professor der Chemie an der Universität Leiden, Dr. Jacob M. van Bemmelen, im 81. Lebensjahr. Er hatte an der Universität Leiden die Professur für anorganische Chemie von 1873 bis 1901 inne. Besonders die Kolloidchemie hat er durch eine große Reihe wertvoller experimenteller Arbeiten gefördert. × Am 25. Mai starb in La Plata in Argentinien Professor Dr. Emil Bose, der Direktor des physikalischen Instituts der Universität La Plata, in dem frühen Alter von 36 Jahren. Erst Anfang des Jahres 1909 war er dem Ruf des argentinischen Staates gefolgt, um das physikalische Institut in La Plata einzurichten. Vorher hatte er, seit 1904, die Professur für physikalische Chemie in Danzig inne; zugleich entfaltete er als Redakteur der *Physikalischen Zeitschrift* eine umfangreiche Tätigkeit. Seine wissenschaftlichen Arbeiten liegen auf dem Gebiet der physikalischen Chemie. × Der Professor der Physiologie an der tierärztlichen Hochschule zu Berlin **Abderhalden** folgt einem Ruf an die Universität Halle als Nachfolger des am Schluß des Sommersemesters in den Ruhestand tretenden Professors **Bernstein**. × Für die radiographischen Forschungen unter der Leitung von Frau Curie wird in Paris ein besonderes Radiuminstitut gebaut. × Am 30. Juli wurde das Denkmal für **Ernst Abbe** in Jena eingeweiht.

× **Literatur** *Geologisch-geographische Betrachtungen für mittlere und reife Schüler* lautet der Untertitel des Büchleins *An der See* /Leipzig, Teubner/ des Professors Dr. P. Dahms, dessen Lektüre den Schülern und jungen Leuten auf ihren Wan-

derungen an der Meeresküste das Verständnis dessen, was sie sehen und beobachten erleichtern und sie auch zum Beobachten der verschiedenen Erscheinungen anregen soll. Durch die lebendige Darstellung wird dieser Zweck aufs Beste erreicht. × Die 2. Auflage des Buches *Die Forschung des Lebens* von Max Verworn /Jena, G. Fischer/ sind nur einige erweiternde Zusätze und Anmerkungen angefügt, die im wesentlichen Literaturnachweise zur weiteren Orientierung enthalten. Es sei im übrigen auf die Besprechung der 1. Auflage in dieser Rundschau (1908, 1. Band, pag. 580) verwiesen. × Das Büchlein Dr. Curt Thesings *Fortpflanzung und Vererbung* /Leipzig, Thomas/ versucht in anschaulicher und fesselnder Darstellung einen Überblick über das ungeheure Tatsachenmaterial zu geben, auf das sich die modernen Anschauungen in knapper und doch klarer Weise erläutert werden. Das Büchlein dürfte daher für den Laien eine interessante Einführung in dieses wichtige Gebiet der Biologie sein. × In seinem Werk *Der Werdegang einer Wissenschaft*, 2. vermehrte und verbesserte Auflage der *Leitlinien der Chemie* /Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/ stellt Wilhelm Ostwald die Entwicklungsgeschichte der wichtigsten Gedanken und Begriffe der wissenschaftlichen Chemie dar. Das Werk ist aber keineswegs nur für Chemiker bestimmt, sondern Ostwald wünscht, daß auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der historischen Erscheinungen, die er zur Anschauung zu bringen sucht, Interesse erregen. Mir scheint dieser Versuch glänzend gelungen. Die Geschichte der einzelnen chemischen Theorien bietet überaus lehrreiche Beispiele zur Beurteilung des Wertes der Hypothesen und zur eindringlichen Erkenntnis ihrer zeitlichen Begrenztheit und Bedingtheit. Auch die Atomtheorie, in deren Formen sich unser gesamtes chemisches Denken während eines Jahrhunderts bewegt hat, und ohne die wir die chemischen Grundtatsachen darzustellen überhaupt nicht imstande zu sein glauben, wird nach Ostwald dem allgemeinen Schicksal der Hypothesen zu veralten nicht entgehen. Das Ziel der Wissenschaft ist jedenfalls eine hypothesentfreie Darstellung der Tatsachen. × In einer kleinern Broschüre *Sandalion, eine offene Antwort auf die Fälschungsanklagen der Jesui-*

ten /Frankfurt, *Neuer Frankfurter Verlag*/ nimmt Ernst Haeckel selbst das Wort zur Entgegnung auf die bekannten Anklagen der Fälschung in seinen schematischen Embryonenbildern, die von Dr. Braß erhoben sind. Der gereizte Ton des Schriftchens und die in ihm enthaltenen Beschimpfungen der Gegner Haeckels sind zwar verständlich, aber deshalb doch nicht zu billigen. In der Sache selbst wird nichts beigebracht, was nicht schon längst bekannt wäre. Die Gegner und persönlichen Feinde Haeckels werden durch das Büchlein von der Haltlosigkeit der Angriffe Braß' sicherlich nicht überzeugt werden, und die Anhänger und Freunde Haeckels bedurften dieses Büchleins ebensowenig, um an ihrer Überzeugung von der Richtigkeit des Haeckelschen Vorgehens festzuhalten.

### Geschichte / Paul Kampfmeyer

**Renaissance** Das revolutionäre Brechen der Renaissance mit allen überlieferten Anschauungen des Mittelalters dokumentiert sich lebensvoll in den Briefen des Enea Silvio Piccolomini, die Max Meil in den *Ausgewählten Quellen zur Geschichte der Renaissance* /Jena, Diederichs/ herausgegeben und eingeleitet hat. Enea Silvio Piccolomini Briefe charakterisieren fein mittelalterliche Städtetypen: Ich denke da nur an die eingehenden Beschreibungen von Genua, Basel, Wien, Passau im 2., 4., 9. und 31. Brief. Eine intime Studie vom höfischen Leben der Renaissancezeit ist der Brief Piccolominis über das *Elend der Hofleute*. Sehr bezeichnend für seine Wertung der Ehe ist seine reizende Novelle von Eurylaus und Lurectia, eine ganz modern anmutende Ehebruchnovelle. Hoherfreut teilt Piccolomini in einem Briefe an seinen Vater mit, daß er einen außerehelichen Sohn gezeugt hat. Keine ehrpuselige Scham regt sich in diesem Briefe bei ihm, er dankt innig dem Herrn, daß er ihm »im Schoß des Weibes ein Söhnlein bildete«. Piccolomini wirft kühn die Schranken der ehelichen Verbindung nieder. Auch für Essen und Trinken, so meint er, gibt es wohl gewisse Grenzen. »Aber wer hält sie ein, wer ist so gerecht, daß er nicht siebenmal am Tage sündigt? Ein Heuchler mag so reden und sagen, er wüßte sich frei von jeder Schuld.« Er redet dann kräftig auf seinen Vater ein: Du hast doch keinen Sohn aus Stein oder

Eisen gezeugt, warst doch selber aus Fleisch und Blut. Du weißt, was du für ein Hahn warst, und auch ich bin kein Verschnittener und gehöre weder unter die Eiskalten noch unter die Heuchler, daß ich lieber tadelfrei erscheinen als sein möchte. Ich gestehe meinen Fehltritt offen ein, weil ich nicht heiliger bin als David und nicht weiser als Salomo. Denn mein Vergehen ist schon sehr oft dagewesen, und ich kenne niemand, der es nicht auch begangen hätte. Ja, dieses Übel ist weit verbreitet, wenn es ein Übel ist sich natürlicher Fähigkeiten zu bedienen; obschon ich nicht einsehe, warum denn Liebeslust verdammt werden soll, da die Natur, die nichts ohne Zweck erschafft, das Verlangen danach allen Lebendigen eingepflanzt hat, damit das menschliche Geschlecht weiterbestehe.« Die gewöhnlichen Keuschheitsbegriffe hat der Humanist Piccolomini längst überwunden, er tritt offen für den Geschlechtsverkehr mit der Geliebten vor der Hochzeit ein. »Ich schließe nach mir«, so schreibt er an seinen Freund Pietro da Noceto, »manche Frauen habe ich gesehen und geliebt, die mir dann, wenn ich sie besessen hatte, sehr zuwider waren, und sollte ich heiraten, ich würde mich mit keiner Frau verbinden, mit der ich nicht schon vorher Umgang gepflogen.« In diesen freimütigen Äußerungen schlagen die Anschauungen der Renaissancemenschen über Liebe und Ehe nieder. Das mittelalterliche Sakrament der Ehe ist überwunden, mächtig und leidenschaftlich erklingt schon der Ruf nach freier Liebe und Ehe. Und mit welcher Kühnheit, das beweist der Brief des Enea Silvio Piccolomini an seinen Vater, schreitet dieses Zeitalter der Renaissance über die väterliche Autorität hinweg.

X  
Juden

Eine tiefgründige Arbeit über das kulturelle weltgeschichtliche Wirken des Judentums liegt uns in der Schrift Dr. Ignaz Zollschan's *Das Rassenproblem* /Wien, Braumüller/ vor. Es wächst diese Arbeit weit über den Rahmen der Rassenfrage hinaus, sie faßt die schöpferischen Leistungen des Judentums zusammen und wertet mit bewundernswerter Objektivität deren Bedeutung für die geistige Kultur der Menschheit. Zollschan hebt den besonderen Rassentypus des Judentums vor dem Typus des Germanen scharf hervor. Den Zusammen-



bruch der Spekulationen über die Arier-  
 rasse skizziert Zollschan knapp, aber an-  
 schaulich. Er führt gegen die verschwom-  
 men unklaren Phantasieen über den Ur-  
 typus des Ariers das bekannte schlagende  
 Wort Max Müllers ins Gefecht: »Für  
 mich ist ein Ethnologe, der von arischer  
 Rasse, arischem Blut, arischen Augen  
 und Haaren spricht, ein so großer Sün-  
 der wie ein Sprachforscher, der von  
 einem dolichocephalen Wörterbuch oder  
 einer brachycephalen Grammatik redet.  
 Wenn ich von Ariern spreche, so meine  
 ich weder Blut noch Knochen, weder  
 Haare noch Schädel. Ich meine damit  
 einfach diejenigen, die eine arische  
 Sprache sprechen.« Die Rasse fällt durch-  
 aus nicht mit der Sprache zusammen. Die  
 kleine Hindugruppe drängte der Bevöl-  
 kerung Indiens das Sanskrit auf, der  
 semitischen Dialekte bediente sich nicht  
 nur der palästinensische Jude sondern  
 auch der Nubier und Abessinier. Nach  
 dem Bankrott der Arierhypothese lebte  
 die Hypothese von der blonden, langköp-  
 figen germanischen Nordrasse auf, die  
 von den Rassenetheoretikern Fritsch,  
 Woltmann zur Schöpferin aller Kultur-  
 werte erhoben wurde. Nach Woltmann  
 sind die ausgezeichnetsten Menschen der  
 neueren Geistesgeschichte wie Dürer, Leo-  
 nardo da Vinci, Galilei, Rembrandt, Ru-  
 bens, van Dyck, Voltaire, Kant, Wag-  
 ner zum größten Teil Vollblutgermanen.  
 Was es für eine Bewandnis mit diesen  
 spezifischen germanischen Merkmalen hat,  
 beweisen die deutschen Schulkinderunter-  
 suchungen, nach denen in Deutschland  
 nur 31,5 % Schulkinder Angehörige  
 des reinen blonden Typus, 14,1 % des rein  
 brünetten Typus waren. Mehr als die  
 Hälfte der Kinder entfielen auf Misch-  
 formen. Die Haare der Schulkinder  
 dunkeln vielfach nach; so werden nach  
 Pfitzner drei Viertel der blond gebore-  
 nen Kinder dunkelhaarig. Auch mit dem  
 angeblich reinen *Germanenschädel*, dem  
 Langschädel, ist es nichts; denn selbst  
 der langköpfigste deutsche Menschen-  
 schlag wies nur 18 % echte Langköpfe  
 auf. Und als Resultat der Zollschanschen  
 Untersuchung ergibt sich: Der reine lang-  
 schädliche, blondhaarige *Germanentypus*  
 ist selbst in Deutschland in der Minder-  
 zahl, und er verschwindet dort zusehends.  
 Zollschan präzisiert dann weiter seine  
 Auffassungen von dem jüdischen Rassen-  
 typus: Der Jude der Gegenwart ist nach  
 Zollschan ein im hohen Grade einheit-  
 licher Typus, der sich mindestens

2½ Jahrtausende rein erhalten hat. Zoll-  
 schan verwirft auf Grund eines reichen  
 Tatsachenmaterials den anthropologischen  
 Unterschied zwischen den Sephardim und  
 den Aschkenasim. Auf seinen Reisen er-  
 schaute Dr. Zollschan unter den sephar-  
 dischen Juden von Konstantinopel,  
 Korfu, Amsterdam und unter den aschke-  
 nasischen Juden der osteuropäischen Aus-  
 wanderung immer die gleichen Typen:  
 den feinen und den plumpen Typus. Diese  
 subjektiven Beobachtungen fand er dann  
 durch Serien von Photographieen bestä-  
 tigt, die Ripley von russischen, kaukasi-  
 schen, arabischen, syrischen, tunesischen,  
 bukarischen und indischen Juden im  
*Globus* 1899 publizierte. Die reinste jüdi-  
 sche Gruppe der Kohanim bewies nach  
 eingehenden Untersuchungen und Mes-  
 sungen ebenfalls die anthropologische Ein-  
 heitlichkeit des jüdischen Typus. Bei den  
 ziemlich rassereinen Samaritanern wurden  
 neben den brünetten Juden zahlreiche  
 Juden mit blauen Augen und hellen Ha-  
 aren beobachtet. Ein bestimmter blonder  
 Schlag ist fast in dem gleichen Verhält-  
 nis unter den Samaritanern verbreitet  
 wie unter den anderen Juden. Nach Hux-  
 ley sind die Samaritaner noch jetzt die  
 echten, wenn auch durch Inzucht dege-  
 nerierte Repräsentanten der alten He-  
 bräer, »und sie stimmen ebenso in den  
 Gesichtszügen und in der Bildung der  
 Nase vollständig mit den heutigen Juden  
 überein«. Zollschan ist von der veredelnden  
 Wirkung der Rassenreinheit und den  
 verheerenden Wirkungen des Rassen-  
 chaos überzeugt. »Eine physiologische  
 Kreuzung der Rassen ist nur dann ein  
 Hobel dauernden und wahren Fort-  
 schritts, wenn es sich um zwei verwandte  
 oder gleichwertige Stämme handelt.«  
 In drei gründlichen und feinsinnigen  
 Untersuchungen sucht dann Dr. Zollschan  
 den Kulturwert der jüdischen Rasse  
 festzustellen. Die gesamte Keilschrift-  
 literatur von den ältesten uns bekann-  
 ten Zeiten an gehört Perioden an, in de-  
 nen die Bevölkerung längst semitisch  
 war. Die Semiten waren nicht Ent-  
 lehner sondern Schöpfer der mesopota-  
 mischen Kultur. Die spanisch-maurische  
 Kultur hat der Renaissance und dem Hu-  
 manismus den gewaltigsten Anstoß ge-  
 geben, und die syrischen Nestorianer und  
 Juden waren es, die die Araber in die  
 Kultur eingeführt hatten. Im Mittelalter  
 hatten die Juden einen hervorragenden  
 Anteil an der Blüte deutschen und roma-  
 nischen Städtewesens.

Die hohe Einschätzung des Kulturwerts der jüdischen Rasse hindert Zollschan aber durchaus nicht darzulegen, daß dieser Wert durch die Auflösung der Rasse, die er gegenwärtig zu konstatieren glaubt, in steigendem Maß seiner Wirkung beraubt und illusorisch gemacht wird. Wirtschaftlich wird die jüdische Rasse deklariert. Massenhaft verschließen sich für sie dank der Ausschaltung des Zwischenhandels kleinbürgerliche Existenzverhältnisse. Große Gruppen osteuropäischer Juden leben direkt im bitteren Elend. Nach russischen Erhebungen bezogen von 709 248 jüdischen Familien 132 855 eine Osterunterstützung. In Warschau entrichteten von 210 000 Juden nur 8000 Gemeindesteuern, in Lodz lebten 18 000 Juden auf Kosten der Wohltätigkeit, in Odessa wurden bei einer Gesamtzahl von 138 935 Juden 48 540 registriert, die unter entsetzlichen sanitären Verhältnissen lebten. 63 % der Gestorbenen mußten umsonst begraben werden, 12 % zu ermäßigten Beträgen. Von 60 000 Kranken der Odessaer Krankenhäuser waren 1897 fast 33 000 Juden. Erschreckend ist zum Teil die Misere der altansässigen asiatischen und afrikanischen Juden. In der Stadt Tripolis befanden sich von 12 000 Juden 8000 im schwärzesten Elend. In Algier sind 68 % der Juden arm (erhalten Unterstützung). Ins Riesenhafte wächst in Osteuropa die Auswanderung. Von den verelendeten Juden verfallen zahlreiche der innerlichen Fäulnis und Verrottung; »ihre Kinder verwachsen zu rhachitischen Zwergen, der ganze Stamm ist zu Krankheit, Unwissenheit, Laster und Wahnsinn verurteilt« (Nordau). Die Juden werden ferner durch die Massenauswanderung in kleine Gruppen aufgelöst, sind in andere Volksbestandteile eingesprenkt, von denen sie unter Umständen schnell absorbiert werden. Die Verschmelzung dieser aus der Ghettogemeinschaft gelösten Juden mit anderrassigen Volkselementen macht unerhörte Fortschritte. Die Mischehen greifen gewaltig um sich, und von den diesen Ehen entstammenden Kindern werden nur kleine Prozentsätze noch jüdisch erzogen. Von den Berliner Juden der Mendelssohnschen Zeit hat kaum einer jüdische Nachkommen, alle sind dem Christentum zugefallen. Und Dr. Zollschan schließt seine Untersuchung über die Vernichtung der Juden durch ihre Dissoziation: »Es gibt also nur zwei Möglichkeiten: Auflösung der Rasse oder physische Degeneration.«

Ob diese Perspektive richtig ist, soll in dieser Rubrik, die es mit der Vergangenheit, nicht aber mit der Zukunft zu tun hat, ununtersucht bleiben. Daß man über die Kraft der Juden ihr Volkstum sich zu erhalten auch ganz anders denken kann als Zollschan, zeigen die Artikel gerade der Sozialisten Anin und Ratner, die in dieser Zeitschrift erschienen sind. Wie man aber auch über die Prophezeiung denken mag, in die Zollschan sein Buch ausklingen läßt, der wissenschaftliche Wert seiner historischen Untersuchungen bleibt davon unberührt, und man muß zugeben, daß er da, unbeirrt durch persönliche Voreingenommenheit, einen hohen Grad von Objektivität erreicht hat.

× **Kurze Chronik** Ende Mai ist in Japan durch kaiserlichen Erlaß ein Bureau in Tokio eingesetzt worden, dessen Aufgabe es sein soll die Quellen der Geschichte der japanischen Restauration zu sammeln und daraus eine offizielle Geschichte zusammenzustellen. Die Kommission setzt sich aus alten Staatsmännern und nicht aus Historikern zusammen. Daher steht zu befürchten, daß es nur eine patriotische Geschichtsklitterung wird. × Die *Deutsche Orientgesellschaft* berichtet, daß an der Nordostecke des von den Eingeborenen *Kasr*, das heißt *Schloß*, genannten Hügels, der die großen Palastbauten Nebukadnezars umfaßt, die mächtige Endbastion freigelegt worden ist, die zu einem Ausfallvorwerk der Hochburg von Babylon gehört. × Für die Charakteristik des amerikanischen Studententums ist folgende Statistik von kulturhistorischem Wert. Nach dem *Munsey Magazine* müssen 600 Studenten in Yale ihren Lebensunterhalt erwerben. Sie verdienen insgesamt 250 000 Dollar, und zwar ernährten sich 182 durch Stundengeben, 225 arbeiteten als kaufmännische Angestellte, 135 bedienten als Kellner, 18 waren Zeitungsberichterstatler, 15 Kondukteure und Motorführer, 17 wirkten als Sänger vorwiegend in Kirchenchören.

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

**Dramen** Die *dramatische Historie* Arthur Schnitzlers *Der junge Medardus* / Berlin, S. Fischer/ soll keine feste Tragödie

sein sondern ein Szenenzyklus, in dem sich langsam das Todesschicksal eines lyrischen Jünglings vollendet. In Wien spielt alles, um 1809, als Napoléon in Schönbrunn einzog, als die Bürgergarde auf der Bastei kapitulierte, obwohl einige sehr entschiedene Patrioten sterben oder Napoléon stürzen wollten. Die Szenen folgen kurz und locker auf einander. Doch liegt in vielen eine so schöne Trauerstimmung, Liebesstimmung und Romantik, daß die einzelnen Szenen im Theater und im Buch reiche Wirkung hergeben. Menschlichkeit und Leben können solche Historien wohl zum Kunstwerk formen, aber nicht ein welthistorisches Aperçu allein. *Der General Bonaparte* nannte Ernst Reimann ein *historisches Schauspiel* /Berlin, S. Fischer/. Er war in der Wahl des Titels unvorsichtiger als Schnitzler, der nur *dramatische Historie* schrieb. Er bringt eine ganze Reihe Einzelszenen, alle interessant, mit Geist gesehen, und von gewisser Perspektive. Aber es entsteht kein Gesamtbild: dazu reicht die Kraft des Dichters vorläufig noch nicht.

*Erster Klasse* heißt Ludwig Thomas letzter Schwank /München, Langen/. Ein bayrischer Bauernabgeordneter fährt nach München zur Landtagssession. *Erster Klasse*: das ist sein Abgeordnetenrecht. Da sind seine Kupeegeossen: ein junges, norddeutsches Ehepaar, ein Handlungsreisender in Düngerchemikalien, ein bayrischer Ministerialrat. Nun fängt eine sehr fröhliche Katzbalgerei über Wohlanstand und Politik an. Der Ministerialdirektor will den unglaublichen Kamernaden zu sich ins Kupee ruft, an die Luft setzen lassen. Da entpuppt sich Herr Josef Filser, vom *Simplissimus* wohlbekannt, als Abgeordneter, und der Ministerialrat ist wie ausgetauscht: Es findet eine eilige Aussöhnung, ein Heucheln und allgemeines Anbiedern statt. »München«, ruft der Schaffner, und die Passagiere steigen aus. Eine derb lustige, doch fein charakterisierende Plauderei, der durch das Stoppen der Eisenbahn ein Ende gesetzt ist.

Auf der Linie der *Monna Vanna* liegt Maurice Maeterlincks letztes Drama *Maria Magdalena* /Jena, Diederichs/. Die Büsserin wird mit viel Theatralik und einem Aufwand bewegter Uppigkeit geschildert. Ihr letzter Schritt zu Christus erfolgt, als sie auf der Marmorterrasse des Palastes steht, den ihr der reichste Werber anbietet. Aber sie hört

nicht, sie folgt Christo, endgültig und getreu, eben als er, triefend von Blut und Schweiß, das Kreuz zum Golgatha schleppt und unter dem schweren Holz zusammenbricht. Der einstige Theaterverächter formte ein Theaterstück, das Sardou nicht klüger hätte skizzieren können.

Feiner, dunkler, der Sehnsucht des frühern, mystischen Maeterlinck verwandt, ist Eduard Stucken in seinem zwar schon einige Jahre alten, aber jetzt erst aufgeführten und darum neu aufgelegten Drama *Lanselot* /Berlin, Reiß/. Nach *Gawan* das Liebespiel des Lanselot und Elaine. Viel schöne Sprache, viel Dunkelheit, auch viel Überlegung und dennoch eine vornehme Kunst, eine von Erfolg begünstigte Ausdauer schwere, große Dinge im schwingenden, leichten Vers zu sagen.

X Skizzen X  
Wenige haben es gewußt, daß in den *Acta Sanctorum* und in der griechischen Patrologie sehr unterhaltsame Novellen und Skizzen versteckt sind, lateinisch oder in etwas verdorbenem Griechisch geschriebene Abenteuer aus dem Leben der Heiligen und ihrer Freunde. Solche *Bysantinischen Legenden* sammelte und übersetzte Hans Lietzmann /Jena, Diederichs/. Wenn die orthodoxen Mönche die Kasteiung ausgesetzt haben und sich nach dem Mahl verplaudern, dann ist häufig ein Märchen-erzähler unter ihnen, ein volkstümlicher Mann, der über die strenge Dogmatik zu scherzen versteht, der von Säulenheiligen und Apostelgefährten Lustiges und auch Schauriges und sogar die Sinne sanft Stachelndes zu berichten weiß. Ein Heiliger, der sein ganzes Dasein auf einer Säule verbrachte, fühlte trotz Eis und Schnee nur Wonne und Wärme, als wenn er in den molligsten Pfühlen ruhte. So sehr half ihm der Glaube. Einem Heiligen auf dem kahlen Eiland erschien der Böse in Gestalt des verführerischsten, nackten Weibes. Der Eremit sprang, um der Schmach zu entweichen, ins brausendste Meer. Er wurde nicht ertränkt, sondern sanft, ganz sacht ans Land getragen. Symeon, der Versuchte, stellte sich wahnsinnig, um die Dirnen und die Gottlosen zu bekehren, um aus den Menschenkörpern die höllisch stinkenden Dämonen auszujagen. Wundergläubigkeit, Reichtum der Begebnisse, Naivetät und kühne Bilder machen diese Legenden zu

einem literarischen Werk, das rechtzeitig aus der Gelehrtenstube in die helleren Häuser der Kunstfreunde gebracht wurde. Mit einem jungen, mutigen, fruchtbaren Talent ist der Skizzenerzähler Adolf Köster ausgestattet. Er hat eine sehr bestimmte, blumige Art zu erzählen, eine Weitschweifigkeit, die ganz persönlich ist, die keiner Schablone folgt. Köster hat Humor. Er kennt Matrosen und Pastoren, feine Gymnasiasten, junge Mädchen mit den verwegenen Herzen und Zöpfen. Er ist ein sozial fühlender Mann, ein gebildeter Kopf mit Philosophie. Er kann aus Schornsteinen sogar Schicksale lesen. Dieser Kunst zuliebe taufte er seinen Band *Die zehn Schornsteine* /München, Langen/.

Was Peter Baum für ein tiefer, einsamer, der Menge niemals willkommener, einigen Freunden nur gehörender Poet ist! Die Skizzen *Im alten Schloß* /Berlin, Paul Cassirer/ sind lyrische Geschichtlein, Monologe, Darstellungen von dem, was selten an die Lebensoberfläche gelangt. Das *Tagebuch eines Ritters*, der zugleich tötet und zugleich in der liebevollsten Herzensreinheit schwelgt, oder *Kinderklugheit* oder *Sprüche des Weisen*. Nur im schmalen Buch darf so etwas geboten werden, nichts darf gedehnt werden, alles darf nur winkend, zitternd auf dem Papier stehen.

Die Kunst der Skizze will Wilhelm Schäfer auf ihre klassische Ursprünglichkeit zurückführen. Die Skizze soll nicht nur einen lyrischen Hauch daharwehen, sie soll nicht nur ein pädagogisches Exemplum liefern. Die Skizze soll ein *ἀνέκδοτον* sein, etwas noch nicht Hergezeigtes, noch nicht Erzähltes, eine unerhörte Begebenheit. Die Italiener schrieben solche Anekdoten. *Facetien* hießen die heiteren. Der von den Italienern beeinflusste Spanier Cervantes nannte die moralisch pointierten *Novelas ejemplares*. Von 100 Anekdoten, mit denen Wilhelm Schäfer die deutsche Literatur beschenken möchte, sind die ersten 33 *Anekdoten* erschienen /München, Georg Müller/. Die Geschichte liefert ihm häufig den Stoff. Erotisches und sehr Sittliches lösen sich ab. Der große, rauhe Beethoven, das Fräulein von Sombreuil und Marshall Ney treten auf, in dem kleinen Prachtstück vom *Knicker* erlebt man die 1848er Revolution in Berlin. Man wandert durch die Jahrhunderte, von einem wirklichen Stilisten geleitet. Da solche Anekdoten gewöhnlich schlecht

erzählt werden, sind sie in sorgfältigerer Formulierung ein desto reineres Vergnügen.

Die nur psychologische Novelle, die nicht gleichzeitig eine Menge des Unterhaltenden birgt, will auch Otto Flake verlassen. Das rein Stoffliche soll nicht vernachlässigt werden, Geschehnisse müssen im Buch stehen, die das Leben beleuchten. Novellen sind keine philosophischen Lehrbücher, wenn aus ihnen vielleicht auch eine Philosophie zu entnehmen ist. Novellen sind Neuigkeiten, Unerwartetes. Man sollte sich nicht scheuen von einer literarischen Kolportage zu sprechen. Das ist ungefähr Flakes Anschauung. *Das Mädchen aus dem Osten* gab seinem Bändchen den Titel /Frankfurt, Rütten & Loening/. Der Deutsche in Paris, die orientalische Tänzerin verliebt in den Deutschen, Dirnenleben auf dem Boulevard, Dekadenz germanischer Jünglinge, russischer Erotomanen in Italien, Literaturerede: das sind Flakes sehr bunte Themen. Er sucht diese Themen wohl eher, als daß er sie nach dem freien Weg seines Temperaments fände. Und daher ist das literarische Kunststück von ihm geschaffen worden, nicht das poetische Werk. Schade, denn er arbeitet sehr ernst, er scheut sich vor jeglicher Verirrung des Geschmacks, er liebt andächtig die deutsche Sprache und ist ihr getreuester Hort. Vielleicht sollte er vollkommen dem poetischen Schaffen entsagen und allein die Kunst des Kritisierens üben.

✕ **Neuauflagen** Wenig geachtet ist James Fenimore Cooper in der Literatur. Er wird dafür verantwortlich gemacht, daß sein *Letzter Mohikaner* die Jungenköpfe verdrehte, daß tausend und abertausend Jungen von Cornelius Nepos fortliefen, um die Abenteuer des *Lederstrumpf* zu lesen. Das ursprüngliche Buch des Cooper hat die Ursache zu allerhand geschmacklosen Bearbeitungen, zu allerhand entsetzlichen Nachahmungen gegeben. Dabei ist Cooper ein sehr guter Schilderer und Historiker gewesen, der den Kampf zwischen Rothhäuten und Weißen, einen der großartigsten weltgeschichtlichen Kämpfe, mit literarischer Gewissenhaftigkeit und Kraft beschrieben hat. Daher verdiente er die Ehrentretung, die ihm jetzt von dem Verlag Paul Cassirer in Berlin bereitet wurde. Er edierte die *Lederstrumpferählungen*

in ihrer ursprünglichen Form als Prachtausgabe mit Steinzeichnungen von Hermann Slevogt, mit wissenschaftlicher Einleitung, und nach all den miserablen Dolmetschern der englischen Ausgabe hat Karl Federn eine talentvolle flüssige Verdeutschung besorgt.

Auch Charles Dickens hatte niemals ordentliche Übersetzer gefunden. Er kommt jetzt in England zu neuen Ehren. Gegenwärtig, da man den 100. Geburtstag des Thackeray feiern kann, gedenkt man dieser beiden Männer sehr gern. Thackeray war der weniger volkstümliche. Er selber mußte es feststellen, und er hat es sogar ausgerechnet, daß die Bücher des Dickens 4mal mehr verkauft werden als die des Thackeray. In Deutschland ging es umgekehrt. Wir vergaßen es beinahe, daß Dickens der humorvolle, der große realistische Ahn unserer deutschen Romanschriftsteller ist. So konnte es nicht verwunderlich sein, daß er, gleich einem modernen Autor, in deutscher Sprache erschien. Gustav Meyrink, dessen Deutsch auch die kuriosen Bilder liebt, der aus Neigung zu der Derbheit der Sprache hält, gibt für Albert Langen in München die *Gesammelten Werke des Charles Dickens* heraus. *Gesammelte Werke*, das schreckt oft ab, das erinnert oft an den Staub der Bibliotheken. Das darf hier nicht befürchtet werden. Ohne jeden archaischen klassizistischen Aufputz wird Dickens herausgegeben. Die *Weihnachtsgeschichten*, die *Sylvesterglocken*, die *Schatten*, die *Pickwickier*: das stellt sich alles wie ein modernes Buch dar.

Friedrich Haase ist tot, und keiner spielt mehr den Grafen Thorane des Gutzkowschen *Königsleutnants*. Die Nachahmer Matkowskys und Barnays, die Uriel Acostas Liebe und Philosophentoga über die Bühne führen, sind nicht mehr sehr beliebt. Gar der Erzähler Gutzkow, der die *Ritter vom Geist* oder den *Zauberer von Rom* geschrieben hat, ist ganz in den Bibliotheken vergessen, und was noch bestimmtern Tod verheißt, sogar in den Leihbibliotheken der jungen Damen. Es sind jetzt 50 Jahre her, daß der *Zauberer von Rom* beendet wurde, und als sich der vorzügliche Kenner unserer jungdeutschen Literatur, Dr. Houben, daran machte die Jubiläumsausgabe / Leipzig, Brockhaus/ würdig einzuleiten, da erlebte das Buch eben erst die 9. Auflage. Nach 50 Jahren: So viele von der modernen Reklame begünstigte Schrift-

steller, deren Werk schon nach 5 Jahren wie ein Kadaver ist, bringen es viel weiter als Gutzkow, der einer der stärksten Anreger gewesen ist, der für seine Zeit und für die Zeit nach ihm noch als ein großer Menschenkenner und ein feuriger Geist geschätzt werden darf. Houben zögert nicht einen Vorgänger des mächtigen Zola in Gutzkow zu preisen und ihn so in den Kreis der großen Genies einzureihen, von denen unsere gegenwärtige Dichtung noch mit jedem Fäserchen abhängt.

Für den Verlag von Erich Reiß in Berlin leitete F. P. Greve eine sehr schöne 4bändige deutsche Ausgabe des Jonathan Swift. Dieser irische Geistliche — über den in dieser Zeitschrift demnächst ausführlicher gesprochen werden soll — erheiterte und geißelte mit seinem Spott ganz England. Greve, der seine dem Verständnis schwer zugänglichen Schriften erläutert, hat da eine schwere Arbeit geleistet. Swift, dessen geistreiche, schlagfertige Feder halb poetisch, halb polemisch war, wollte seinem irischen Vaterland die Unabhängigkeit vom englischen Regiment sichern. Er traf als Geistlicher und Volkswirt Armut, Elend, Verwahrlosung der Bürgerklasse, Zerfall der nahrhaftesten Industrien an. Und er sah, daß die Engländer diesen Zustand des grünen Eilands nur fördern, daß sie aus dem Nachbarvolk nichts als tributpflichtige, ohnmächtige Knechte machen wollten. Die Geldwirtschaft sollte von Männern verdorben werden, die der Weiber- und Dirnenhabsucht dienten, die Handelsbeziehungen der Insel sollten zerstört werden. Und Swift, der mit brennendem Haß diese englische Unterdrückung sah, durfte nicht offen reden. Er mußte zur versteckten Satire, zum Witz, zur närrischen Allegorie flüchten. Er mußte eine Tonne oder Zwerge oder Tuchmacher reden lassen, was in seinem Herzen wütete. Er mußte England als einen Gutsherrn anreden, der sich zwei Geliebte hält: Schottland und Irland. Und wenn er von der einen Geliebten den stinkenden Atem, den häßlichen Teint, noch zwanzig üble Gerüche, sogar Verlaustheit und schlimme Manieren an den Pranger stellt, dann meint er Irland, sein armes, geliebtes Vaterland, dem vom britischen Reich alle Schönheit, aller Glanz, aller Reichtum geraubt worden sind. Solche Satire betrieb Swift, und er könnte uns den Bernard Shaw besser kennen lehren, der heute sein bewußter

Erbe ist, der heute den Kampf um die irische Autonomie mit Geist und Galle weiter streitet.

Die deutsche Ausgabe der *Lemonnier* sehen Werke wird mit dem Roman *Ein Mann* fortgesetzt /Berlin, Juncker/. Des Belgiens jüngster Roman heißt *Das Lied von der Glocke*, und er spielt in Brügge.

Der zarte, weise Roman von dem Verbrechen des Sylvestre Bonnard ist unter dem Titel *Professor Bonnards Schuld* neu für Reclam verdeutscht worden, und so ist Anatole France unter die Klassiker der Weltliteratur geraten.

Eine neue deutsche Übersetzung des *שייר השירים* ist unter dem Titel *Das älteste Liebeslied der Welt* bei J. Kauffmann in Frankfurt am Main erschienen. Der Übersetzer, Dr. M. Epstein in Brünn, hat sich viel Mühe gegeben und einen hohen Grad von Genauigkeit in der Übertragung erreicht. Die quellende Poesie des *Hohenliedes* kann freilich in dieser Form nicht ganz zum Ausdruck kommen.

Fritz Heyder in Berlin hat ein eigenes Programm für seine Neuausgaben klassischer Werke. Alles, was heute dem Verständnis der nicht fachmännisch gebildeten Kunstfreunde schwer zugänglich ist, soll verschwinden. Wird zum Beispiel die *Odyssee* neu gedruckt, dann soll sie nur die ewige Poesie enthalten, die unsterblichen Gesänge von der Nausikaa, von Polyphem, von der Kalyso und der Kirke. Wenn dies System mit Bedacht durchgeführt wird, dann mag es gelten. Die meisten können heute wohl nicht mehr den Enthusiasmus des Wilhelm von Humboldt aufbieten, dem jede Zeile des Schiffskatalogs aus der *Ilias* ein Heiligtum bedeutete. So sind auch die Gespräche Eckermanns mit Goethe in verkürzter Ausgabe erschienen. Das ist aber ein Versuch, der nicht verteidigt werden kann. Die Ausstattung dieser dünnen Bände ist sehr solide und anlockend.

× **Kurze Chronik** Im Alter von 74 Jahren ist Adolf Wilbrandt gestorben. × Die ungeheure Anzahl von 27 Werken hat Tolstoj hinterlassen, Dramen, Novellen und Romane, die langsam erscheinen sollen. × Einen 663 Seiten dicken humoristischen Roman, genannt *Die bunte Kuh*, hat sich Rudolf Presber aus dem Ärmel geschüttelt /Berlin, Concordia/. Die Kuh

soll Berlin sein, von der alle Welt ihr Glück herausmelken möchte. × Für Piper in München schrieb Adolf Wittmaack einen Familienroman *Hans Hinz Butenbrink*. Die Verschlagenheit und der Zusammenbruch von unsoliden Handelsleuten wurden recht anschaulich geschildert. × In skandinavischen Ländern ist die literarisch leichte Unterhaltungsliteratur neben den handfesteren, ernsteren Büchern sehr beliebt, und für Freunde dieser Gattung sorgt der Verlag Merseburger in Leipzig. Die Erzählung Jakob Knudsens *Um des Lebens willen* erläutert die Ewigkeit der Liebe, die selbst über Standeshochmut und Familienstolz siegt. Der Norweger Hans Aanrud erzählt Geschichten von *Jungen*, Tollheiten, die meist zum Spaß der guten Buben auslaufen. Das Buch ist sehr harmlos. Der Schwede Gustav Jansson schildert das Leben in den Schären rings um Stockholm. *Die Insel* heißt das Buch, das sehr wertvolle Kulturbilder zeigt. Auch ein deutsches Buch erschien bei Merseburger: *Im Bann der Heimat* von Otto Oertel. Ein Dorfjunge, dem sie nie recht wohl mochten, wird durch seine Bravheit und Kraft der beste Bürger des Dorfes.

## KULTUR

### Landwirtschaft / Arthur Schulz

**Kleinsiedlungen** Im Gegensatz zu vielen anderen Behörden und Selbstverwaltungskörperschaften haben die Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen und die großen gemeinnützigen Landgesellschaften Ostpreußens und Pommerns leider darauf verzichtet auf der ostdeutschen Ausstellung ein Bild ihrer die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des platten Landes von Grund aus umgestaltenden Tätigkeit zu geben. Ein gewisser Ersatz hierfür wird dadurch geboten, daß die deutschen Kleinsiedlungsgenossenschaften der Provinz Posen, die bekanntlich das Wirken der Ansiedlungskommission durch Ansässigmachung von deutschen Arbeitern auf dem Lande und im Weichbild der kleinen Städte ergänzen wollen, im Ausstellungspark ein überaus anheimelndes Kleinsiedlungsdorf mit Kirche, Schule, Gemeindehaus, Reformgasthaus, Dorfbauer und mehreren Wohnhäusern für Kleinbauern, Landhandwerker und ländliche Arbeiter erbaut haben und in Photographieen, Prospekten, und Tabellen einen Rechenschaftsbericht über ihre kurze, aber recht erfolgreiche Tätigkeit

geben. Danach bestehen gegenwärtig im Regierungsbezirk Posen 18 und im Regierungsbezirk Bromberg 5 Kleinsiedlungsgenossenschaften. Zusammen haben sie 2396 Mitglieder mit 3965 Geschäftsanteilen in Höhe von 756 120 Mark, wovon 530 805 Mark eingezahlt sind. Die Gesamthaftsumme der Genossenschaften beträgt 1 175 200 Mark. Bisher haben die Kleinsiedlungsgenossenschaften meist unter Mitwirkung der Generalkommission zu Breslau 894 Rentenstellen gegründet. Die größte unter ihnen, die *Deutsche Kleinsiedlungsgenossenschaft* zu Ostrowo hat seit 1907 allein 21 Kolonien gegründet und 233 Gehöfte im Gesamtwert von  $1\frac{1}{4}$  Millionen Mark teils an deutsche Arbeiter aus der Umgegend der Kolonien teils an deutsche Rückwanderer aus Rußland verkauft. Gefördert wird die Tätigkeit der lokalen Kleinsiedlungsgenossenschaften dadurch, daß der Staat ihnen aus den Mitteln, die durch das Gesetz vom 20. März 1908 zur Ansiedlung von ländlichen Arbeitern bereitgestellt wurden, zinslose Darlehen in Höhe von 1000 Mark für jede Arbeiterstelle gewährt, und zwar künftighin nicht mehr wie bisher in Rentenbriefen, bei denen häufig ein Kursverlust bis zu 10 % eintrat, sondern in bar. Die fertigen Stellen werden von der staatlichen Rentenbank bis zu  $\frac{1}{4}$  des Taxwerts beliehen. Die Arbeiterbau- und Besiedlungsgenossenschaften haben sich neuerdings zu einem besondern Verband zusammenschlossen; sie bilden also neben den beiden großen provinziellen Verbänden landwirtschaftlicher Genossenschaften, dem *Verband ländlicher Genossenschaften* (Offenbacher Richtung) und dem *Verband deutscher Genossenschaften* (Neuwieder Richtung) eine dritte Organisation mit ausgesprochen deutsch-nationaler Kampfrendenz, die dem mächtig aufblühenden polnischen Genossenschaftsverband entgegenwirken will (siehe hierüber auch diese Rundschau, 1909, 3. Band, pag. 1459.)

X  
**Überlandzentralen**

Nach dem von der pommerschen Provinzialverwaltung in Posen zur Ausstellung gebrachten Elektrizitätsversorgungsplan für die Provinz P o m m e r n waren in dieser Provinz am 1. April 1910 Überlandzentralen in Wendisch Silkow, Beßwitz, Lottin, Massow und Jarnen vorhanden. Sie sind meist von wohlhabenden pommerschen Rittergutsbesitzern (Graf Schwerin-Schojow, von Zitzewitz-Beßwitz, von Hertzberg-Lottin und anderen) auf eigenes Risiko erbaut und

wandeln die Gefällkraft der vom pommerschen Höhenrücken hinabfließenden Flüsse in elektrische Energie um, wobei sie als Reserve eine Dampfkraftanlage besitzen. So gewinnt beispielsweise die vom Grafen Schwerin-Schojow in Wendisch Silkow (Kreis Stolp) für etwa 800 000 Mark erbaute Überlandzentrale, die ich kürzlich zu besichtigen Gelegenheit hatte, durch Aufstauung der Lupow eine Kraft von etwa 850 Pferdestärken, die durch mehrere von Elektrizitätsgenossenschaften errichtete Hochspannungsleitungen den umliegenden Gütern und Dörfern und der Stadt Stolp zugeleitet wird. Diese Kraftwerke haben sich aber als zu klein erwiesen. In Zukunft wird nach dem vom Provinziallandtag bereits genehmigten Plan Pommern in 6 Elektrizitätsversorgungszone: Stolp, Belgrad, Massow-Dragewerk, Neustettin, Stettin und Stralsund, eingeteilt, wobei in den ersten 4 Zonen vorwiegend Wasserkraft, in den letzten beiden ausschließlich Dampfkraft zur Stromerzeugung verwandt werden soll. Als Erbauer und Betriebsunternehmer der neuen Zentralen sollen die öffentlichen Verbände (Provinz, Kreise, Städte) fungieren, während die älteren kleineren Werke von ihnen als Aushilfskraftstationen übernommen und fortgeführt werden sollen.

In Posen sind 2 hauptsächlich der Landwirtschaft dienende Überlandzentralen fertiggestellt. Die älteste wurde in Birnbaum für die Kreise Birnbaum, Schwerin, Meseritz und Neutomischel von einer aus Privaten bestehenden Genossenschaft erbaut. Sie gedachte anfangs mit der Wasserkraft, die sie aus einem bei Bleesen errichteten Stauwerk der Obra gewann, zur Elektrizitätserzeugung auszukommen, mußte aber bald bei Kainscht eine mit hier gewonnenen Braunkohlen gespeiste Dampfbetriebsanlage errichten. Obgleich ihrem Hochspannungsnetz Schwerin an der Warthe und 4 andere Städte, 36 Güter und 29 Landgemeinden angeschlossen wurden, geriet die Genossenschaft doch in finanzielle Schwierigkeiten und mußte unter Bürgerschaft der Kreise eine Anleihe von 3 Millionen Mark aufnehmen. Da sich bei dieser ersten Gründung die Rechtsreform der Genossenschaft nicht bewährt hatte, weil hohe Kapitalinvestierung nötig wurde, so wurde die zweite in Wirsitz für die Kreise Wirsitz und angrenzende Teile des Kreises Bromberg bestimmte Zentrale als Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet. Das Unternehmen ist gleichfalls mit einem

Wasserkraftwerk, das durch die Talsperre Wirsitz gespeist wird, und einer Brennstoffanlage ausgerüstet und hat über 1 Million Mark gekostet.

In Westpreußen bestehen meines Wissens gleichfalls 2 Zentralen. Das Kraftwerk in Borkendorf macht die Wasserkraft der Küddowtalsperre nutzbar und ist zum Zweck größerer Sicherung des Betriebs mit den Kraftwerken Steinbusch bei Kreuz und Mühlthal bei Bromberg verbunden. Es liefert den Strom für die Leitungsgenossenschaften Flatow und Deutsch Krone. Für eine zweite Zentrale gibt die Radauntalsperre bei Straschin-Prangschin die Kraft her.

In Ostpreußen wurde das vom Oberbürgermeister Altenberg in Memel geförderte Projekt in den ausgedehnten Mooren des Memelgebiets nach dem Muster der großen ostfriesischen Moorzentrale ein Elektrizitätswerk zur Versorgung Königsbergs und Litauens mit Kraft und Licht zu errichten viel erörtert. Bis jetzt aber besitzt Ostpreußen keine Überlandzentrale, und der letzte Provinziallandtag hat die Errichtung einer solchen als nicht dringlich bezeichnet. Um so besser ist Schlesien mit Licht- und Kraftzentralen ausgestattet. Hier versorgt besonders das von der Aktiengesellschaft *Elektrizitätswerk Schlesien* in Teschnitz bei Breslau erbaute Kraftwerk, das mit dem selben Gesellschaft gehörigen Elektrizitätswerk Mölke im Eulengebirge verbunden ist, weite Gebiete Mittelschlesiens mit Energie. Dazu kommen besonders noch die Elektrizitätswerke der Queistalsperre bei Lauban und der Talsperre bei Mauer.

Der finanzielle Mißerfolg vieler im blinden Eifer gegründeten Überlandzentralen hat die zeitweise auf dem platten Land hochlodernde Elektrizitätsbegeisterung überall merklich abgekühlt. Dennoch ist keine Frage, daß überall da, wo ein größerer industrieller und städtischer Abnehmerkreis mit dauernd gleichmäßigem Stromverbrauch vorhanden ist, der die kurze und ungleiche Belastung und Benutzung der Maschinenanlagen durch die Landwirtschaft ausgleicht, planmäßig und genügend groß gebaute Kraftzentralen auch im Osten eine Zukunft haben und nicht nur dem Gutsbesitzer sondern auch den Bauern nützen können.

× **Kurze Chronik** Die Produkte der Kartoffeltrocknerei, Kartoffelflocken und Kartoffelschnitzel, sind in den letzten Jahren Haupthandelsartikel auf dem

Futtermittelmarkt geworden. Zur Aufrechterhaltung nutzbringender Preise hat sich vor kurzer Zeit der *Verwertungsverband deutscher Kartoffeltrockner* gebildet. × Die deutsche Stärkeindustrie glaubt den Wettbewerb Hollands, das lange durch hohe Kartoffelerträge seiner Moorböden und Veenkolonien und durch niedrige Arbeitslöhne begünstigt war, überwunden zu haben, fürchtet aber, daß in Zukunft Rußland, wo gegenwärtig der Kartoffelbau einen großen Aufschwung nimmt, und zahlreiche Stärkefabriken errichtet werden, als überlegener Konkurrent auf dem Weltmarkt auftreten werde. Bisher ist es den deutschen Stärkefabrikanten nicht gelungen sich nach Art der beiden anderen Kartoffel verarbeitenden Industrien wirtschaftlich zusammenzuschließen.

× **Literatur** Im 5. Jahrgang liegt nun das von der *Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde* herausgegebene und von Dr. Wilsdorf in Berlin und Professor Dr. Müller in Tetschen an der Elbe bearbeitete *Jahrbuch für wissenschaftliche und praktische Tierzucht einschließlich der Züchtungsbiologie* /Hannover, Schaper/ vor. Es ist wertvoll und für den Fachmann unentbehrlich durch die reichhaltigen Auszüge und Hinweise, die es aus der deutschen und fremdsprachlichen Literatur über Anatomie, Physiologie, Psychologie, Biologie, Hygiene, Geschichte, Geographie, volkswirtschaftliche Bedeutung, Fütterung und Züchtung der Haustiere bringt. Das Jahrbuch könnte sehr nützlich wirken, wenn nicht sein hoher Preis es daran hinderte in die Kreise der bauerlichen Züchter einzudringen. Um es durch Verbilligung hierzu zu befähigen, sollte es von Originalaufsätzen, die allzu spezielle gelehrte Fragen breit behandeln, entlastet werden. Dafür könnte der im 5. Jahrgang neu eingeführten Rubrik *Beobachtungen und Erfahrungen im praktischen Zuchtbetrieb* mehr Raum zugebilligt werden. × In seiner Schrift *Für die Getreideöle, eine Antwort an sämtliche Freihändler* /Berlin, Kairos/ gibt Professor Dr. Ruhland in Anknüpfung an die nationalökonomischen Anschauungen John Ruskins und Thomas Carlyles einen knappen Abriss seines agrarpolitischen Systems. Von der bevorstehenden kleinasiatischen Getreidekonkurrenz erwartet Ruhland ein Sinken des Weizenpreises auf etwa 100 Mark pro Tonne mit dem heutigen Zoll für den Berliner Markt.